m̄

P. o. germ.
714 d -1

kind

Vgl. Dtl. Aussp.
p. 301.

Pag. 300

I.

W. Jury inv. et fc. 1811

Roswitha.

Von

Friedrich Kind.

Erster Band.

Leipzig,
bei Johann Friedrich Hartknoch.
1811.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

263

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wenn so viele Deutsche Schriftsteller bei Benennung ihrer Bücher ungestraft den Olymp entvölkerten, oder die berühmtesten Schatten Griechenland's und Rom's ans Licht riefen; so ist es mir hoffentlich noch weit mehr vergönnt, den Namen der ersten bekannten Dichterin Deutscher Nation einer Sammlung vorzusetzen, welche unter andern Zwecken auch den hat, manches vergessene Bild der vaterländischen Vorwelt seiner Dunkelheit zu entreißen. Ueber das Leben und die Schriften der gelehrten Gandersheimischen Nonne theile ich vielleicht den Lesern in einem der folgenden Bände Einiges mit. —

Roswitha, die Jüngere, schließt sich unmittelbar den, seit dem Jahre 1806. in demselben Verlage erschienenen, mit dem siebenten Theile beendigten Tulpen an, und soll nach meinem Wunsche jene Sammlung übertreffen, wenigstens ihr im Innern und Aeussern gleich kommen.

Mögen meine Freunde und Freundinnen, welche bei den bunten, auf keinen Geruch Anspruch machenden Lenzkindern nicht kalt vorübergingen, auch an den Sommer- und Herbst-Blumen einigen Gefallen finden, welche, in einsamer Zelle erzogen, ihnen die zum Lachen und Weinen gleich aufgelegte Klosterjungfrau von Zeit zu Zeit still bescheiden darbieten wird!

Dresden, im März 1811.

Inhalt.

I. Die Grafen Dohna . . . . Seite 1
II. Der Apricosendieb . . . . — 83
III. Die Raubschützen . . . . — 95
IV. Das Lustspiel auf der Treppe . . . — 133
V. Das Votiv-Bild . . . . — 172
VI. Liebestreue . . . . — 223
VII. Das Bergfräulein . . . . — 231
VIII. Der Christabend . . . . — 363

R o s w i t h a.

I.

Die Grafen Dohna.

Historische Novelle.

1677 — 1686.

Ne fratres porro Decios jactate, Quirites;
Haec aliquid Deciis marmora majus habent.

Ein schweres Verhängniß schien über dem Hause des Burggrafen Christian Albrechts von Dohna zu walten. Von acht Söhnen, womit ihn seine Gemalin Sophia *) beschenkt hatte, waren nach

*) Sophia Theodora, Johann Wolffhards, Grafens von Holland Brederode, Tochter, vermält im Jahr 1643.

und nach sechs, theils im Zweikampf, theils im Felde geblieben. Nur die beiden jüngsten, Karl Emil *) und Dietrich **) gaben Hofnung, die männliche Linie fortzupflanzen.

Kaum näherten sich diese dem reifern Alter, kaum hatte der Vater den Entschluß gefaßt, sie von Frankfurt an der Oder, wo sie sich der Wissenschaften und ritterlichen Uebungen halber aufhielten, zurückzuberufen, als er selbst, geziert mit den Würden eines Churbrandenburgischen General-Feldzeugmeisters und Statthalters zu Halberstadt, in die Gruft sank ***).

Die Jünglinge beschleunigten nun ihre Abreise, und fanden die geliebte Mutter in tiefer Traurigkeit. Das noch frische Andenken an den jetzt erlittenen Verlust vereinigte

---

*) geboren im August 1658.

**) geboren im September 1659. Er wird von Andern auch Theodor und Theodorich genannt.

***) am 14. Decbr. 1677. Seiner Mutter Schwester war an den Prinzen von Oranien vermält.

sich bei ihr mit der Erinnerung an so viele frühere, und mischte um so herbern Schmerz in die wehmüthigen Freuden des Wiedersehens. Ueberall dünkten Sophien und ihren Söhnen die Zimmer zu weit; denn der treue Gemal, der theure Vater mangelte ihrer Zärtlichkeit; allenthalben trafen ihre Augen auf Gegenstände, die das Bild des trefflichen Todten unwillkührlich in die Seele zurückriefen!

Nach und nach wich dieß schmerzliche Gefühl, und an seine Stelle trat anfänglich Ergebung, dann Beruhigung. Der Geist des edlen Brüderpaars war zu kräftig und in der Schule der Weisheit zu gebildet, ihr Gemüth war zu feurig und lebensfroh, ihr Herz fühlte zu richtig, um sie einem unthätigen, weiblichen Kummer allzulang nachhängen zu lassen; um sie nicht auf dasjenige zu verweisen, was Sohnespflicht und Mannsinn jetzt von ihnen erheische. Mit vereinten Kräften bemühten sich beide, die fast

angebetete Mutter unvermerkt ihrem Gram zu entführen.

Der Burggräfin entging diese kindliche Vorsorge nicht, und ihr großes Herz foderte sie nicht blos zu stiller Erkenntlichkeit, sondern auch zu thätiger Vergeltung auf. Was ihr im Anfange nur mit vieler Anstrengung gelang, glückte bald besser, glückte bald vollständig; auch sie erfuhr es an sich, daß ein mächtiger Wille sich über das Schicksal erhebt. Selbst in den Stunden der Einsamkeit richtete sie alle ihre Gedanken auf die liebevolle Treue dieser Söhne, auf die viel versprechende Blüte ihrer Jugend, auf den Adel ihrer Gesinnungen, auf ihre fast beispiellose brüderliche Eintracht, und tröstende Hofnung bemeisterte sich wieder eines Herzens, das durch so wiederholte Prüfungen für jede heitere Empfindung völlig abgestumpft schien.

Doch nicht lange konnte diese, sie aufrichtende Gegenwart der geist- und muthvol-

len Jünglinge dauern. So natürlich es war, daß die Gräfin mit aller Stärke mütterlicher Zärtlichkeit an diesen letzten Zweigen ihrer Familie hing; so gebieterisch foderte auch die Nothwendigkeit abermalige lange Trennung. Damals war es allgemeine Sitte, daß jeder junge Mann aus den höheren Ständen, der auf Staats-Aemter, ja nur auf Achtung Anspruch machte, vor seinem Eintritt in das thätige Leben, eine Reise in das Ausland unternehmen mußte. Karl und Dietrich, deren Ehrgefühl schon in früher Kindheit durch das Beispiel ihrer Ahnen geweckt worden war, die an Begierde, sich auszuzeichnen, keinem etwas nachgaben, an Lebhaftigkeit und Feuer des Geistes, ja selbst an körperlicher Schönheit und Gewanntheit, wenigstens unter die Ersten gehörten, durften :a nichts zurück bleiben, was auf ihr künftiges Schicksal so bedeutenden Einfluß haben und ihnen den Weg der Ehre gleichsam erst eröffnen mußte!

Zagend, und erst nach mancher Vorbereitung, entdeckten sie der Gräfin ihr Vorhaben, und fanden sie, wie es schien, längst auf so etwas gefaßt, fanden sie weit standhafter und in das Unvermeidliche ergeben, als man zu erwarten gewagt hatte. Mit wenig, doch festen Worten, gab sie sogleich ihre Einwilligung, und nur ihre schnelle Entfernung aus dem Zimmer, ließ die Söhne zweifelhaft, ob ihnen ein selbst den Mann ehrender Grundsatz, über nicht zu ändernde Dinge kurz zu seyn, oder nicht länger zu bekämpfender Schmerz, ihre Gegenwart so eilig entziehe.

Die Burggräfin beschloß nun die Ausführung des schon früher geäußerten Vorsatzes, sich auf ein angenehm gelegenes Erbguth, wo nebst mehrern Burggrafen auch drei ihrer Söhne begraben lagen *), in den

---

*) Ihr Gemal, Christian Albrecht, wurde in Cüstrin beigesetzt.

Schooß der Einsamkeit zurück zu ziehen. Die vierzehnjährige Tochter einer kürzlich verstorbenen Freundin, deren Vater sich als Gesandter in London aufhielt, Maria Freiin von Schwerin, äußerte den Wunsch, die stillen Freuden des Landlebens unter ihrem Schutze zu genießen, und Sophie hieß sie als eine ihr vom Himmel geschenkte Trösterin mit Freuden willkommen.

Nun erst fühlte sich das Herz der beiden jungen Grafen völlig erleichtert; nun erst ergaben sie sich uneingeschränkt dem Vergnügen über die bevorstehende Reise, von welcher ihre Phantasie sich unendlich viel versprach; denn sie konnten ja die theure Mutter in der erheiternden Gesellschaft, unter der liebreichen Pflege eines edlen weiblichen Wesens hinterlassen, dessen Herzensgüte allgemein gerühmt ward! Aber die Beruhigung, die sie hierüber empfanden, ging in laute Freude, in nicht zu verbergendes Entzücken über, als die Erwartete ankam, und

ihre holde Gestalt, ihre aus jeder Miene und Bewegung hervorgehende Sanftmuth, die tiefe Verehrung, welche sie ihrer mütterlichen Freundin erwies, die zärtlichen Söhne auf das vollkommenste überzeugte, daß, wenn etwas Sophien über die bevorstehende Trennung trösten, und ihre Abgeschiedenheit freundlich verschönern könne, es der Umgang mit diesem so ganz, wie für sie geschaffenen jungen Frauenzimmer seyn werde. Sie suchten daher alles hervor, was sich ihnen nur darbot, dem Fräulein ihre innigste Dankbarkeit an den Tag zu legen, und belegten sie mit den schmeichelhaftesten Namen, unter welchen der Schwestername allen Theilen der reizendste schien.

Dann traten sie, begleitet von Muttersegen und Mutterthränen, in welche die neue Schwester wehmüthig lächelnd die ihrigen mischte, ihre Reise nach Frankreich, Holland und England an. Sie brachten in diesen Ländern einige Jahre zu, er-

warben sich an allen Höfen, die sie besuchten, die Gunst der Regierenden und den Beifall der Damen, fanden, ihrer Kenntnisse und gefälligen Sitten halber, bei den ausgezeichnetesten Männern wohlwollende Aufnahme, und kehrten endlich, gestärkt an Seele und Leib, bereichert mit einem Schatz mannigfaltiger Erfahrungen, durch den vorauseilenden Ruf als die edelsten Cavaliere und einträchtigsten Brüder auf das vortheilhafteste angekündigt, in das, damals unter der langen Regierung seines großen Churfürsten, Friedrich Wilhelms *), im schönsten Flohr stehende Brandenburg zurück.

Die Freude muß, wie die Blüte des Baums, nur allmählich, nicht plötzlich hervortreiben, soll sie dem weichen, alternden Stamme nicht nachtheilig werden. So hoch

---

*) geboren den 6. Februar 1620. zur Regierung gelangt 1641. gestorben den 29. April 1688.

den edlen Söhnen das Herz schlug, als sie auf der letzten Station ihren Reisewagen mit den Reitpferden vertauschten; so wenig sie sichs, als sie zuerst den Thurm des mütterlichen Wittwensitzes erblickten, versagen konnten, einen Augenblick anzuhalten und einander feurig zu umarmen; so wenig konnten sie sich auch von der Besorgniß losreissen, daß ihre beschleunigte Ankunft die Gesundheit der theuren Mutter vielleicht erschüttern könne.

Berathschlagend, wie dieß zu vermeiden stehe, und gleich den Heroen Castor und Pollux, die selbst das Glück der Unsterblichkeit mit einander theilen wollten, im schönen Wettstreit befangen, wer die Thür öffnen, wer zuerst eintreten, wer zuerst der Mutter in die Arme fliegen solle, kamen sie dem Landsitze immer näher. Schon blinkten ihnen die weißen Mauern des Schlosses von ferne entgegen; schon gelangten sie in die Schatten der dahin führenden Linden-

allee; als der Falkenblick Dietrichs in einem Seitengebüsch ein knieendes Frauenzimmer entdeckte, das, sobald es die Reiter gewahr ward, sich schnell erhob und im Begriff stand, nach dem Schlosse zu eilen.

„Dort schickt uns der Himmel selbst eine Botin an die Mutter!“ — rief Dietrich aus, und sprang augenblicklich vom Pferde. Auch Graf Karl überließ das seinige dem Reitknecht, und folgte seinem Bruder auf dem Fuße.

Das junge Frauenzimmer, obwol überrascht und etwas ängstlich, wandte sich mit unbeschreiblicher Anmuth nach den ihr nacheilenden Ankömmlingen. Ihre Wangen schienen höher zu erröthen, als die Rosenknospen an ihrem Busen; ihre dunklen, von Thränen versilberten Augen glichen den Veilchen, wenn der Thau des Morgens in ihrem Kelche blitzt.

Beide Brüder, obschon des Umgangs mit den vorzüglichsten Schönen fremder Höfe

nicht ungewohnt, fühlten eine nie empfundene Beklommenheit; sie begrüßten die junge Dame stillschweigend, doch mit einem Blick, der jedem andern Mädchen, nur dieser unschuldvollen Heiligen nicht, die Bewegungen ihres Herzens deutlich verrathen hätte.

„Was ist Ihnen" — hub Dietrich mit der feurigsten Theilnahme zuerst an, da aus ihren zur Erde geschlagenen Augen eine Thräne über die Wange perlte — „was ist Ihnen, edles Fräulein, oder — wie soll ich Sie sonst nennen?"

„Nichts, nichts, Herr Graf!" — erwiderte das Fräulein mit einer Unruhe, als wähnte sie den Gegenstand ihres, für die Wünsche der verehrten Freundin zum Himmel gesandten Gebets errathen — „nur die Freude — die Sehnsucht meiner zweiten Mutter, meine Ungeduld — o jeder hier verlorne Augenblick, wäre ein Raub an dem Herzen der edelsten Freundin!"

Sie stand im Begriff vorauszueilen; die beiden Grafen, die nur an der Stimme die zur holdesten Jungfrau herangereifte Maria wieder erkannten, bestürmten sie mit den zärtlichsten Bitten, noch ein wenig zu verziehen, und entdeckten ihr mit ganz aus der Seele strömender Beredsamkeit die Absicht, sie zur Vermittlerin der ersten Wiederumarmung zu machen.

„O trefflich, herrlich!“ — versetzte Maria mit tiefer Empfindung — „Der Gräfin Wahlspruch: Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt! geht in die schönste Erfüllung!“

Sie erzählte hierauf den beiden Brüdern, daß ihr letzter, Freude verkündender Brief richtig angekommen sei; daß die Gräfin, um nur die Zeit hinzubringen und ihre Ungeduld zu bemeistern, schon seit einigen Tagen alle Zimmer zum Empfang mit Blumen geschmückt habe; daß sie selbst schon mehreremal auf die Anhöhe gegangen sei, um zuerst

die Erwarteten zu erblicken und die frohe Botschaft zu überbringen. Dann hieß sie die Grafen nur langsam nachfolgen, und flog mit schnellen Schritten nach dem Schlosse.

Ihre eilige Ankunft, noch mehr aber ihr Blick, verrieth der am offnen Fenster stehenden Gräfin Mutter einen der frohesten Augenblicke ihres Lebens. Sie wollte die Treppe hinab, aber ihre zitternden Kniee versagten ihr diesen Dienst; halb ohnmächtig sank sie an die Brust der herzufliegenden Maria, und erwachte erst in ihrem Zimmer zu der Umarmung der vor ihr knieenden, ihre Hand mit Küssen bedeckenden Söhne.

Nun verlebte die Gräfin mit ihren drei Kindern — denn das Fräulein sollte und mußte durchaus auch dafür gelten — einen glücklichen Monat, wie in dieser Reinheit noch wenig Sterblichen zu Theil ward. Doch auch er, wie alle menschliche Freuden, verfloß nur gar zu bald, und die Grafen

mußten sich, um ihrer längst erwählten Bestimmung baldigst näher zu kommen, an den Hof des Churfürsten verfügen.

Bekanntlich hatte dieser eben so siegreiche, als staatskluge, damals fast sechzigjährige Fürst und Feldherr die Ehre des Brandenburgischen Namens wider die Schweden, Polen und Franzosen, ja selbst zur See wider die Spanier geltend gemacht, und sogar noch vor kurzem auf den Küsten Jamaica's den Brandenburgischen Adler aufpflanzen lassen. Seine Heldengröße ward überall eben so gefürchtet, als die Weisheit seines Cabinets dem Auslande Bewunderung abdrang; ihn nennt die Geschichte den Stifter und Gründer des nachmaligen Königreichs Preußen!

Was war daher wol natürlicher, als daß hoher Geist und Muth selbst die Geringsten seiner Unterthanen entflammte *), als

*) So ergriffen zum Beispiel im Jahr 1675. da die Schweden unter dem Feldmarschall Wrangel in die

daß jeder junge Mann, der sich fühlte, vor Begierde brannte, in dem Cabinet dieses großen Fürsten sich empor zu schwingen, oder unter seinen siegreichen Fahnen Ruhm zu erwerben?

Auch die beiden Grafen Dohna hatten oft auf ihren Reisen mit hohem Patriotismus, doch nicht ganz ohne edle Mißgunst, die Thaten der Brandenburgischen Heere vernommen, und konnten kaum den Zeitpunkt erwarten, wo es ihnen vergönnt seyn würde, mit andern tapfern Söhnen des Vaterlands zu wetteifern. Das auffodernde Beispiel

---

Brandenburgischen Länder einfielen, die Brandenburgischen Bauern unaufgefodert die Waffen. Sie vertheilten sich selbst in Compagnien, und führten in ihren Fahnen des Churfürsten Namenszug und Wappen mit der Umschrift:

„Wir sind Bauern von geringem Guth,
Und dienen unserm Churfürsten mit unserm Blut.“

Die Schweden wurden am 18. Juni 1675. von dem Heer des Churfürsten geschlagen. Zwei tausend fünf hundert blieben auf der Wahlstatt; eilf Fahnen und acht Stücke nebst vieler Bagage fielen den Siegern in die Hände.

ihrer Väter und Urväter, ihr jugendlicher Muth, ihre Geschicklichkeit in ritterlichen Uebungen, die männliche Stärke ihres Körpers, ließen ihnen zwischen der Feder und dem Degen keine Wahl, und der Gedanke, als Soldat dem Vaterlande zu dienen, war der einzige, welcher sie sogar während des Umgangs mit der geliebten Mutter und mit der sanften Maria zuweilen in marternde Unruhe versetzte.

So zärtlich besorgt das Mutterherz der Gräfin Sophie für die beiden Letzten ihres Hauses war, so beängstigend ihr oft die Schatten ihrer gebliebenen Söhne erscheinen mußten; so fühlte doch auch sie zu lebhaft den Ruf der Ehre, um nicht die Schwachheit ihres Herzens niederzukämpfen, und den Entschluß der heldenmüthigen Jünglinge zu billigen. Sie entließ sie mit einer Standhaftigkeit, die selbst einer Römerin Ehre gemacht haben würde, und nur Fräulein Maria war Zeugin der Thränen, welche nach

dem Abschiede des edlen Brüderpaars ungehindert flossen.

Kaum hatten die Grafen Karl und Dietrich sich dem ehrwürdigen Helden vorgestellt, als er sie mit unverhehltem Wohlgefallen unter sein Heer aufnahm. So wohnten sie denn dem Feldzuge im Elsaß gegen Frankreich, und dem Feldzuge in Pommern gegen Schweden bei; ja, als die innere Ruhe des Vaterlandes es gestattete und ihre Ruhmbegierde sie nicht rasten ließ, so begaben sie sich späterhin mit Erlaubniß des Churfürsten als Freiwillige in Kaiserliche Kriegsdienste. Auch hier zeichneten sich beide, und zwar Karl in Polen, Dietrich aber bei der berühmten Belagerung von Neuhäusel *), auf das vortheilhafteste aus, und benutzten dagegen jedesmal die Winterzeit, wo nach damaligem Kriegsgebrauch die Armeen oft

*) Sie dauerte vom 27. Jun. bis zum 9. August 1685.

gänzlich aus einander gingen, um den sanftern Foderungen ihres Herzens durch einen Zuspruch bei Sophien und Marien zu genügen.

Schon der erste Eindruck, den die fromme, holdselige Maria in der Lindenallee auf die zurückkehrenden Brüder machte, hatte ihr Bild den Herzen der feurigen Jünglinge zu tief eingeprägt, um es je wieder daraus verschwinden zu lassen; die von Zeit zu Zeit wiederholten Besuche, bei welchen die reizende Jungfrau dem Zuge ihres theilnehmenden, schwesterlich fühlenden Herzens sich ganz unbesorgt überließ, fachten in dem verschwisterten Kleeblatt eine ihm selbst unbekannte Leidenschaft an, deren Glut die Eintracht der trefflichen Brüder mit den furchtbarsten Prüfungen bedrohte.

Wie die Umwohner eines Vulkans sich über ihre gesegneten Saaten freuen, nicht ahnend, daß das verschlossene Element, das diese Fruchtbarkeit hervorbringt, vielleicht

bald seine Bande sprengen, und ihre Hütten und Heerden verzehren werde, so freute sich auch die Gräfin Sophie dieser wechselseitigen Anhänglichkeit; sie sah in dieser Blüte nur die Frucht eines längst gehegten Wunsches heranreifen!

Ihr Alter und ihre zunehmende Kränklichkeit hatte in ihr schon seit einigen Jahren das Verlangen erzeugt, wenigstens einen ihrer Söhne verheirathet zu sehen, und ihn durch diese liebevollen Bande von der allzuweit gehenden Ehrsucht, die das Mutterherz unaufhörlich für das Brüderpaar zittern machte, in etwas zurück zu ziehen. Sie kannte das größere Feuer des jüngern Dietrichs zu gut, als auf diesen ihre Hofnung zu setzen; Karls sanfteres Gemüth hingegen und selbst die Ordnung der Natur, die ihn zum ältern Bruder gemacht hatte, selbst der Zufall, durch welchen ihm um diese Zeit von einem mütterlichen Verwandten die souveraine

Herrschaft Vianen *) zufiel, versprachen ihr eher Gewährung.

Sie machte damit den Anfang, ihre liebe Gesellschafterin Maria, die sie sich vor allen Mädchen zur Schwiegertochter wünschte, über ihre Gesinnungen gegen den Grafen Karl auszuforschen. Diese kannte keine größere Glückseligkeit, als jeden Wunsch der verehrten Freundin zu erfüllen. Sie schwieg einige Augenblicke, und suchte dann der Gräfin ihre Dankbarkeit für ihre mütterliche Güte auf jede Weise zu erkennen zu geben. So glaubte denn Sophie bei dieser Sache völlig gewiß zu seyn!

Die bald darauf erfolgte frühere Ankunft des ältern Bruders gab der Gräfin Gelegen-

---

*) in der Provinz Holland gelegen. Graf Karl Emil ererbte sie nach dem Aussterben der Grafen Brederode. Späterhin gelangte sie an einen Grafen von der Lippe; dessen Enkel trat sie an den Grafen von Horngesch ab, der sie wiederum im Jahr 1725. für 900,000 Gulden an die Staaten von Holland verkaufte.

heit, den entworfenen Plan weiter zu verfolgen. Auch diesem entdeckte sie ihre mütterlichen Wünsche, nannte Maria — und fand die freudigste Erwiderung, erhielt die bestimmteste Zusage! Sie dankte mit heißem Gebet der Vorsicht, und sah, da sie an der Einwilligung von Maria's Vater nicht zweifeln durfte, eine der letzten und sehnlichsten Hofnungen ihres Lebens in schöne Erfüllung gehen.

Bei so vorbereiteten Herzen der beiden für einander Bestimmten, ward es der Gräfin leicht, sie einander näher zu bringen. Graf Karl gestand mit aller Wärme eines edlen männlichen Herzens der erröthenden Maria seine schon seit Jahren gehegte, selbst im Getümmel der Schlacht nie von ihm gewichene Leidenschaft; Maria versicherte ihn mit jungfräulicher Beklommenheit ihrer schon frühern, stets schwesterlichen Zuneigung, und reichte ihm mit hervorbrechenden Thränen zum Zeichen ihrer Einwilligung die Hand.

Von nun an schwebte Karl in einem Himmel von Freuden, und eilte, indeß die Gräfin und Maria Briefe nach London abgehen ließen, dieß frohe Ereigniß vor allen Dingen dem geliebten Bruder zu melden, ohne dessen Mitgenuß er kein Glück für vollkommen hielt.

Graf Dietrich antwortete eben so schnell. Jedes Wort, das er schrieb, war der sprechendste Beweis seines brüderlich theilnehmenden, hocherfreuten Gemüths. Er fügte die Nachricht hinzu, daß er nun um so eher, daß er gewiß recht bald auf dem Schlosse eintreffen werde, um von dem Entzücken des Brautpaars, das die schönsten Neigungen seines eignen Herzens in sich vereine, einen Augenzeugen abzugeben, und sich ganz der Freude zu überlassen.

In der That traf er auch nach einigen Wochen auf dem Guthe ein, und war er schon längst als der angenehmste, witzigste Gesellschafter, als der Beleber aller gebilde-

ten Kreise bekannt; so dachte er jetzt auf nichts, als wie er seinem Bruder die herzlichste Liebe, der Braut aber die höchste Achtung, die treueste Ergebenheit, durch mancherlei Feste an den Tag legen könne. Der stille Wittwensitz verwandelte sich unter seiner Veranstaltung in einen Schauplatz unmittelbar hinter einander folgender Vergnügungen; er selbst schien der Glückliche, dem die reizendste aller Bräute zu Theil worden sei!

So genoß denn Sophie der ungetrübtesten Freuden, und sah sich, da auch nach einiger Zeit die Einwilligung von Maria's Vater einging, an dem Ziel ihrer Wünsche. Nur weil es noch ungewiß war, ob der Churfürst in dem bevorstehenden Jahre dem Kaiser mehr Hülfsvölker gegen die Türken schicken werde, als wozu seine reichsständische Verpflichtung ihn verband, und dem Grafen Karl in diesem Fall das Gesetz der Ehre nicht erlaubte, seinen Abschied zu fodern,

ward beschlossen, die Bekanntmachung der vorhabenden Verbindung annoch aufzuschieben.

Doch die, nur durch eine leise Besorgniß zuweilen getrübte Ruhe des Landlebens wurde plötzlich auf das unsanfteste unterbrochen, da ein Eilbote die beiden jungen Grafen schleunigst nach Berlin berief. Zwar stellten sich beide sehr gleichgültig, und wendeten eine unbedeutende Ursache vor; allein die Augen der bekümmerten Mutter, die sanfte Zärtlichkeit der jungen Verlobten, waren zu scharfsichtig, um nicht zu errathen, daß wahrscheinlich ihren Hofnungen der gefürchtete Sturm drohe.

Diese Beunruhigung erhielt auch nach Verfluß einer Woche keinen geringen Zuwachs, als die Grafen meldeten, der Kaltsinn, welcher bisher zwischen dem Kaiserlichen und Churfürstlichen Hofe obgewaltet, sei durch kluge Unterhandlungen beseitigt, und es stehe nicht mehr im Zweifel, daß Brandenburg

bei dem nächsten Feldzuge wenigstens achttausend Mann ins Feld stellen werde. „Uebrigens“ — setzten sie hinzu — „würden sie mit nächstem persönlich auf dem Schlosse eintreffen, um Ueberbringer einer sehr angenehmen und erhebenden Nachricht zu seyn!“

Dieses tröstlichen Schlusses ungeachtet, war doch der erhaltene Brief für das Herz der Mutter ein Donnerschlag. So gewohnt sie es seyn mußte, das Leben ihrer Söhne immer in Gefahr, und sich selbst als vielleicht völlig verwaist anzusehen; so fühlte sie doch dießmal eine sonst nie gewohnte Beängstigung, und die Behutsamkeit, mit welcher die Ausdrücke des Briefs gewählt waren, vorzüglich das Stillschweigen über die Hauptsache, war ihr Beweises genug, daß ihre Söhne auch dießmal dem Feldzuge beiwohnen würden. So sehr die selbst nichts hoffende Maria sich bemühte, immer nur die letzten Worte des Briefs geltend zu machen, so fruchtlos waren doch alle diese Versuche.

Nach einer schlaflosen Nacht, faßte die Gräfin, da eben zum Gottesdienst geläutet wurde, den Entschluß, in den hülfreichen Armen der Religion Trost und Stärkung zu suchen; Maria begleitete sie, wie immer, also auch heute in die Kapelle. In der That empfand Sophie während des Gesangs und der Predigt einige Linderung; doch konnte sie es sich nach beendigtem Gottesdienste nicht versagen, die Gruft ihrer Kinder zu besuchen. „O, sie alle" — sagte sie zu dem ihr folgenden Fräulein — „starben nicht unter meiner Pflege, nicht in meinen Armen; sollte des Allgütigen Rathschluß auch über die letzten ein Gleiches verhängen?" — Maria schüttelte nur schweigend, mit einem Blicke gen Himmel, den Kopf; sie verließen das schaurige Todtengewölbe.

Der wärmende Strahl eines frühen Lenztages begrüßte sie an der Kirchenthür; wolkenleer war der Himmel, und das erste Grün bedeckte den Fußboden. Unwillkührlich erho-

ben beide, von dieser Frühlingspracht überrascht, ohne ein Wort zu sagen, Augen und Hände, und schlugen einen kleinen Umweg ein, um durch den Garten in das Schloß zu gelangen. Da erblickten sie auf der Landstraße einen Reisewagen, von zwei Officieren zu Pferde begleitet.

Die Chaise hielt an der Gartenthür; die Reiter saßen ab; ein wohlgebildeter, ungefähr dreißigjähriger Mann, eine schlanke Dame, stiegen aus; sie konnten nicht daran zweifeln, daß ihnen von Nachbarn und Freunden ein Besuch zugedacht sei.

Jetzt schienen die Fremden auch Sophien und Marien zu erblicken. Einer der Officiere reichte der Dame den Arm; der Mann in bürgerlicher Kleidung nebst dem andern Officier folgten in kleiner Entfernung. Der Gräfin schon vom Alter getrübter Blick strengte sich vergeblich an, die Besuchenden zu erkennen. Erst als sie näher kamen, und die junge Frau voller Ungeduld den Arm

ihres Begleiters verließ; erst als die Annehmlichkeit ihrer Bewegungen, die Schlankheit ihres Wuchses, und vorzüglich die ganz ungewöhnliche, blendende Weiße ihrer Haut, Sophien in die Augen fielen, blieb dieser kein Zweifel mehr übrig. — „Doris von Canitz!“ — rief sie aus, und breitete ihr die Arme, wie einer holden, himmlischen Erscheinung, entgegen. —

Eitler Wahn des Nachruhms, wol gar der Unsterblichkeit, womit oft die Mitwelt ihren Dichtern schmeichelt, womit diese oft selbst, im süßen Rausche der Phantasie, im stillen Bewußtseyn edlerer Abkunft, sich über eine entwürdigte Gegenwart erheben! Wie so leicht, ihr bemitleidenswerthen Glücklichen, laßt ihr euch durch den Sirenengesang derer, die euch lieben und achten, zu der stolzen Hofnung verlocken, auch die späte Nachwelt werde euch dankbar nennen!

Aber öfnet doch eure Augen, greift in euren Busen, und fragt euch, welcher Lohn

euch selbst von den Zeitgenossen zu Theil wird? Mag euch ein schön überraschtes, aber oft eben so schnell vorüberwallendes Gefühl, oder blindes Nachschwatzen, vergöttern; die meisten suchen bei euch doch nur Ausfüllung ihrer müßigen Stunden, und wol keiner empfindet, was ihr empfandet, keiner freut sich eurer Freude, keinen bekümmert euer Kummer!

Seid ihr dann allen irdischen Leiden und Freuden, und dem werthlosen Lob der Schmeichler, wie der kleinlichen Neckerei des Neides, entnommen, dann erhebt an euerm Grabe das Gerücht noch einmal seine feile Stimme, um der staunenden Welt zu verkünden, nie werde euer Lorber welken, dauern werde euer Ruhm, gleich den ewigen Sternen des Firmaments! Gutmüthig glauben das vielleicht die Söhne der euch gleichzeitigen Väter aufs Wort; aber sie sinken dahin; Verfeinerung, auch nur Veränderung der Sprache und des Geschmacks, lassen das

Ver-

Vergangene veralten, und der Urenkel, dem irgend ein Zufall die Reliquien eurer seligsten Stunden in die Hand spielt, betrachtet sie mit derselben Miene spöttelnder Ehrerbietung, wie die Allongenperücken und Fontangen der modernden Ahnenbilder!

Doch auch den Urenkel und eine Folgereihe seiner Abkömmlinge ereilt das Schicksal; ein Völkersturm fährt dahin über den Erdboden; allgemeine Verheerung verschüttet, gleich einem Lavastrome, die lebendige Sprache. Vielleicht sind eure unsterblich gepriesene Namen und Gesänge nun begraben auf ewig — wer bürgt uns, daß Aegypter und Phönizier, daß längst vergessene Nationen, nicht auch ihre Homere und Ossiane besaßen? — vielleicht auch findet man einst eure geistigen Ueberreste in irgend einem verborgenen Erdwinkel, in einem neu aufgegrabenen Pompeji. Die junge Welt ahnet nun verborgene Schätze; Neugier, vielleicht auch edler Durst nach Wissen, müht sich ab,

die Hieroglyphen zu entziffern, und findet mit Erstaunen, daß auch unter den Horden untergegangener Barbaren Herzen menschlich fühlten, Geister mit höherer Würde erfüllt waren! Einige, vielleicht mehrere Jahrhunderte prangt dann das Wiedergefundene mit der Glorie seiner Alterthümlichkeit und Palingenesie umgeben; aber nun ziehen neue Stürme über die Erde, verwehen den Fund mit dem Finder, werfen sie beide vereint in den gähnenden Schlund der Vernichtung. —

Doch zurück von dieser Ausschweifung, wozu uns nur der Name des edlen Sängers Canitz *) verleitete!

Auch er, obschon zu jener Zeit, in welche diese Geschichte fällt, als Dichter nur

---

*) Friedrich Rudolph Ludwig, späterhin Freiherr, von Canitz, ward nach seines Vaters Tode geboren den 27. Nov. 1654. und starb in seinem 45. Jahre als Churbrandenburgischer geheimer Staatsrath am 11. August 1699. Seine gesammelten Gedichte erschienen erst nach seinem Tode im Jahr 1700. und wurden zehnmal wieder aufgelegt.

seinen Freunden, den übrigen Zeitgenossen aber, ungeachtet seines noch jugendlichen Alters, als der vorsichtigste und gewandteste Staatsmann bekannt, ward bei Lebzeiten von Allen, die etwas von seinen Poesien in Abschrift erhalten konnten, nach seinem Tode aber allgemein, als der Wiederhersteller eines reinern Geschmacks, als ein Muster für künftige Geschlechter gepriesen; nicht nur sein Gedächtniß, sondern auch das Andenken seiner liebenswürdigen Gattin, der von ihm gefeierten Doris *), konnte nach Ver-

---

*) Dorothea Emerentia, aus dem Geschlecht der von Arnimb, ward geboren den 10. Febr. 1656., an Canitz vermält im Jahr 1681. und starb in einem Alter von 39 Jahren, am 9. April 1695. Unter ihr Bild schrieb der zu seiner Zeit sehr geschätzte Dichter König die noch nicht ganz vergessenen Verse:

„Dieß ist das sittsame Gesicht,
Dieß ist die Doris, die Geliebte,
Die ihren Canitz eher nicht,
Als nur durch ihren Tod betrübte!“

Canitzens eigne Klag-Ode über ihren Tod findet sich in seinen Gedichten S. 166. so wie eine dergleichen des damals auch berühmten Beßers in dessen Gedichten S. 286. (nach den Ausgaben von König.)

sicherung der bewährtesten Kenner der Unsterblichkeit nicht entgehen! Und doch — wie viele leben nicht schon jetzt, die seinen Namen nur aus flüchtiger Ueberlieferung kennen? und wo anders, als etwa in einer Geschichte deutscher Poesie, wird man ihn aufbewahrt finden, wenn auch diese vergänglichen, sein Andenken ehrenden Blätter ihren kurzen Frühling verlebt haben?

Die Liebenswürdigkeit seines Charakters, so wie seine Verdienste als Geschäftsmann und Dichter, finden sich in seinen eignen und seiner Zeitgenossen Schriften; zu unsrer Erzählung gehört nur so viel, daß dieser durch die Musen und den Besuch fremder Länder auf das Edelste ausgebildete Mann, von dessen warmem, wahrhaft adelichem Gefühl für Freundschaft die rührendsten Züge sich vorfinden *), wie mit den Trefflichsten

*) Seine treue, durch kein Verhältniß abgeänderte Freundschaft mit dem Licentiat der Rechte, Nicolas

des In- und Auslands, also auch mit den jungen Grafen Dohna und der verwittweten Gräfin, durch die Bande gegenseitiger Zuneigung verbunden war.

So oft die Angelegenheiten des Hofes seine Entfernung gestatteten, zog er sich auf sein ländliches Sorgenfrei, Blumenberg *), zurück, um an der Seite seiner reizenden Gemalin und ihrer Kinder die reinsten Freuden des Lebens zu genießen; oft auch unternahm er zu ihrer Erheiterung, oder um einen alten Freund zu besuchen, kleinere oder größere Reisen.

Auch dießmal hatte ihn der Zufall in das nahgelegene Berlin und mit seinen theuern Freunden, Karl und Dietrich, zusammen geführt. Er fand diese zwar über eine kürz-

---

Zapffe, dessen Bekanntschaft er auf der Universität Leipzig gemacht hatte, ist der sprechendste Beweis hievon.

*) Zwei Meilen von Berlin gelegen. Es wurde im Jahr 1695. kurz vor seiner Doris Tode, durch einen Brand fast ganz in Asche gelegt.

lich erhaltene Beförderung sehr vergnügt, und von der Aussicht auf den bevorstehenden Feldzug hochbegeistert, aber auch über die Art, wie der kränkelnden, so heißgeliebten Mutter diese, von ihr gefürchtete Nachricht zu hinterbringen sei, in die quälendste Beunruhigung versetzt.

„Da wären wir ja ganz zur rechten Zeit gekommen, liebe Doris!“ — sagte der Zartfühlende — „Seid unbesorgt, ihr guten trefflichen Söhne, die ich mit Cleobis und Biton *) vergleichen möchte! Welchen schönern Beruf gäb es für die Freundschaft, als den einer tröstenden Vermittlerin? Nicht wahr, Doris, du reisest mit?“

*) Diese spannten sich, da ihre bejahrte Mutter, eine Priesterin der Juno, zu dem Tempel fahren wollte, und die Stiere ausblieben, selbst vor den Wagen, und zogen sie dahin, ohngeachtet der ziemlich weiten Entfernung. Die Mutter betete zur Göttin, ihre Söhne für ihre kindliche Liebe aufs schönste zu belohnen, und fand die Jünglinge bei ihrer Zurückkunft aus dem Tempel, umarmt verstorben.

Die sanfte Gattin antwortete nur, sich an ihn anschmiegend, durch einen Blick ihrer seelvollen Augen, aus welchen Wehmuth und Freude blitzte. Sie hatte die Gräfin Dohna gleich das erstemal, da sie ihr vorgestellt ward, achten und lieben gelernt, und stand mit ihr in einem ununterbrochenen Briefwechsel. Dieser verehrten Freundin jetzt den Zoll der reinsten Zuneigung darbringen zu können, ihren Kummer lindern zu helfen, konnte dieß auch nicht ohne schmerzliches Mitgefühl geschehen, schien ihr die dringendste Pflicht der Weiblichkeit, und eine Handlung, die ihren Lohn in sich selbst finde.

So wurde denn verabredet, daß Canitz und seine Gemalin vorausfahren, die beiden Söhne aber folgen sollten. Theils um anfänglich noch mehr den Schein eines unabsichtlichen Besuchs zu gewinnen, theils auch, um das Haus der Schwermuth mehr zu beleben und Mutter und Braut mehr zu zerstreuen, bat er seine jüngern Vettern, Jo-

hann Georg und Otto Ludwig, die beide auch im Brandenburgischen Heere dienten, ihm Gesellschaft zu leisten. Diese hingen an ihm mit allem Feuer der Jugend, und schätzten jeden Augenblick für verloren, den sie nicht in seinem und seiner Doris Umgange zubringen konnten; sie waren daher augenblicklich zu Erfüllung seines Wunsches bereit.

Die ehrwürdige Burggräfin hatte kaum die willkommenen Gäste nach Würden empfangen und der Freundschaft ihrer theuern Doris auch Marien dringend empfohlen, als sie, nun zu einiger Ruhe und Besinnung gelangend, etwas von dem zwischen Canitz und ihren Söhnen geschlossenen Bunde von fern ahnete. — „Canitz!“ — sagte sie und zog den geehrten Freund ans Fenster — „reden Sie aufrichtig — ohne Umgehungen! Ich habe mich heute in der Gruft der Meinigen zu großer Ertragung gestärkt — Bringen Sie mir nur Sich Selbst, nur Freude?“

„Sie scheinen Sich Selbst zu täuschen, theure Gräfin!“ — erwiderte Canitz — „scheinen Sich für stärker zu halten, als Sie sind; denn Sie beben, obschon Sie dieß verbergen, vor etwas Ungewissem, vor etwas, das in den Händen der allwaltenden Vorsicht liegt. Gesetzt auch, es wäre ein Theil Ihrer Besorgniß gegründet — erlebten Sie nicht schon öftere Trennungen, die Sie einem seligen Wiedersehen entgegen führten?“

„Dieß: Gesetzt, ist mir fürchterlich. Sollte es eintreffen, — sollte es — so — irgend eine Ahnung saget mir seit gestern, ich werde meine Söhne, oder sie mich hienieden nicht wieder finden!“

„Bei ruhigerer Stimmung würden Sie nicht an Ahnungen glauben! — Doch Sie haben mich selbst zu einer Schwäche hingerissen, welche einen Verkünder erhebender Nachrichten nicht ziemet. Mit gerechtem Mutterstolze konnten Sie längst auf den Seelenadel, auf die innre Heldengröße Ih-

rer Söhne blicken; aber das Verdienst dieser Söhne ist nun auch vor aller Augen belohnt worden! Der große Churfürst hat den Grafen Karl zum Obersten eines Infanterie-Regiments, den Grafen Dietrich zum Obersten eines Regiments Dragoner ernannt —"

„Dank, lieber Canitz" — antwortete Sophie leise — „nun weiß ich alles! Ich bin ergeben — —"

Ihr erzwungener Heroismus verließ sie. Die, auf das Gespräch schon vom Anfange an aufmerksame, Doris eilte zärtlich besorgt herbei, und führte die ihr in den Arm sinkende Gräfin in ein Nebenzimmer.

Nun mußte sich Canitz noch dem zweiten Theile seines Auftrags unterziehen, und der jungen Braut die Beförderung ihres Geliebten, aber zugleich den bevorstehenden Abmarsch, hinterbringen. Das Fräulein, so innig gewogen sie ihrem Bräutigam war, schien doch nur einer sanften, duldenden Lei-

denschaft fähig; der Kummer ihrer mütterlichen Freundin beängstigte sie dem Anscheine nach mehr, als ihr eigener; sie verglich ihr Schicksal mit dem vieler ihrer Mitschwestern, und machte es Canitz leicht, sie zu überzeugen, daß ja gar kein Grund vorhanden sei, um gerade das Schrecklichste zu fürchten. Sanft weinend verließ sie den geistvollen Fremdling, um, wie sie sagte, seiner Gemalin bei der Gräfin beizustehen.

Doch nicht immer ist Alles, wie es scheint; der Tiefe eines weiblichen, schwer beängstigten Busens, zumal wenn er ein vor aller Welt zu verbergendes Geheimniß in sich schließt, gelingt es nicht selten, selbst den scharfsichtigsten Menschenkenner zu hintergehen.

Erst in einer halben Stunde nach dieser Unterredung fand sich Maria bei der Gräfin ein; ihrer und der Zusprache der trefflichen Doris wich nach und nach Sophiens drückendster Kummer; die gebeugte Mutter gab

wieder der Hofnung Gehör und ließ sich bemerkbar machen, daß einstweilige Trennung ja nicht eben immerwährende seyn müsse.

Eine leichte, angenehme Unterhaltung wurde nun von den Gästen herbeigeführt; das höchstanziehende Gespräch des Dichters, die sittsame Sanftmuth seiner Gattin, ihr und Maria's Lautenspiel und Gesang, die Gefälligkeit und ritterliche Artigkeit der beiden Vettern, riefen, wie mit magischer Kraft, wo nicht Frohsinn, doch stille Heiterkeit in das Schloß zurück.

Obwol Canitz, der getroffenen Verabredung gemäß, die Ankunft der beiden jungen Grafen wenigstens am folgenden Tage erwartete, so blieben sie doch wider Erwarten auch noch den zweiten Tag aus. Am dritten Morgen hingegen kam die Nachricht aufs Schloß, daß der Aufbruch des Heers durch eine veränderte Ordre beschleunigt worden sei, und der Durchmarsch einiger Regimenter des ehesten bevorstehe; und kaum

hatte man dieses erfahren, als auch die, dem Heereszuge vorausgeeilten Grafen in ihrer neuen Oberstenuniform und mit vielen Handpferden auf dem Schlosse eintrafen.

Wer jemals mit geliebten Freunden und Verwandten auf kurze Zeit zusammenkam, um ein Abschiedsfest zu begehen, wird es leicht fühlen, daß die Freuden der Bewillkommung mit einem sehr herben Zusatz versetzt waren, und die Unterhaltung bei und nach der Tafel oft stockte. So männlich Canitz und die beiden Burggrafen sich bis gegen Abend benahmen; so schlau die verständige Doris jedes Gespräch abzubrechen wußte, was verborgene Wunden auch nur von ferne berühren konnte; so geschickt die beiden Vettern gleichgültige oder angenehme Gegenstände auf die Bahn brachten; so wurde die erzwungene Unbefangenheit doch nur zu sichtbar, um nicht drückend zu werden, und die ganze Gegenwart war allen Anwesenden zu sehr im Gedächtniß, um

nicht selbst durch die leisesten Nebenumstände an die nächstbevorstehende Zukunft, an den drohenden, mit jedem Augenblick näher rük- kenden Abschied erinnert zu werden.

Indeß ging man doch wenigstens, ohne daß es einen stürmischen Ausbruch der zurück- gepreßten Empfindungen gegeben hätte, bei einbrechender Nacht aus einander, um des, jedem von der Gesellschaft mehr oder min- der nöthigen, Schlummers zu genießen, der gleichwol die seiner am meisten Bedürftigen auch am meisten floh.

Die Gräfin Sophia besaß am folgenden Morgen, aller Anstrengung ungeachtet, nicht genug Stärke, um in das Gesellschaftszim- mer zu kommen; Doris kleidete sich schleu- nigst an, sie nicht allein zu lassen; Canitz wurde durch den schönen Morgen ins Freie gelockt; seine beiden Vettern, denen die bängliche Stimmung, die behutsame Stille, doch nach und nach lästig wurde, machten sich mit den Pferden zu schaffen. Maria

aber foderte die beiden Brüder Dohna zu einem Spaziergange in den Garten auf.

Stillschweigend, oder doch nur unter abgebrochenem, sanft schonendem Gespräch, gingen sie eine Weile, und waren, ohne es selbst recht zu wissen, in die Lindenallee gekommen, wo sie sich einander nach der Zurückkunft von der Reise zuerst wieder begegnet waren.

„Lassen Sie uns hier Abschied nehmen“ — brach das Fräulein mit sonst ungewohnter Heftigkeit aus, und legte die Hand auf die Achsel ihres Verlobten — „um späterhin unsere Mutter nicht zu betrüben! Hier war es, wo ein frohes Wiedersehen unsre Herzen schon einmal näher verband“ — — Ihre Wange wurde von einer flammenden Röthe überzogen; ihre Augen sanken zur Erde; sie konnte nicht endigen.

„Ja, theure Maria!“ — erwiderte Karl mit tiefem Gefühl — „hier wollen

wir scheiden; hier sollen Sie mich wieder erwarten!“

„Ja, ja, geliebte Schwester!“ — setzte Dietrich feuriger hinzu, und drückte seine beiden Hände vor die Stirn. Das Bild der in frommer Unschuld betenden Maria war in diesem Augenblick, wie eine Engelserscheinung, vor ihn getreten. Gleich einem Blitz zuckte es durch seine Seele. Ein schreckliches Räthsel, vor dessen Lösung er längst, wie vor einem Gespenst, geflohen war, hatte sich ihm enträthselt.

„Ich darf Sie nicht bitten“ — hob Maria mit beklemmter Stimme wieder an — „meiner auch in der Entfernung zu denken, und in dieser Hinsicht hätt' es auch dieser kleinen Andenken nicht bedurft; aber Ihre Erinnerung an mich soll sich auch mit dem Gefühl verbinden, daß es Pflicht für Sie beide sei, nicht muthwillig die Gefahr aufzusuchen — und blos deshalb — Hier, lieb-

ster Graf Karl! mein Bild — hier, guter Bruder, eine Feldbinde von meiner Arbeit!"

Sie erbleichte bei diesen Worten; mit zitternder Hand reichte sie dem Grafen Dietrich sein Geschenk; sie wandte sich mit scheuer Bangigkeit ein wenig zurück. — „Gott! Gott!" — rief sie mit Aufbietung ihrer letzten Kraft — „wenn ich einen von Ihnen nie wieder, wenn ich keinen von Ihnen wieder säh!"

Sie konnte sich nicht länger aufrecht erhalten, und umarmte, um dieß zu verbergen, stillschweigend ihren Bräutigam. „Meinen Bruder, Maria, oder keinen!" — rief Dietrich, warf die Schärpe über seine Achsel, bedeckte ihre ausgestreckte Hand mit Thränen, und verschwand.

Indessen war Canitz, versenkt in süße Träumereien und ernste Betrachtungen, durch Busch und Feld hin- und hergewandelt, und lenkte jetzt unbefangen um eine Ecke. Da stürzte Graf Dietrich aus dem gegen-

überstehenden Gebüsch, und flog ihm, ohne ein Wort zu sagen, mit der heftigsten Erschütterung an die Brust.

„Was ist Ihnen, Graf! ich beschwöre Sie!“ — fragte Canitz, die Umarmung erwidernd.

„Die jungen Verlobten nehmen Abschied“ — versetzte jener, sich aufrichtend, und warf scheue Blicke umher — „ich konnte nicht länger einen Zeugen davon abgeben!“ Er suchte sich zu sammeln. „Lassen wir das“ — setzte er hinzu, als Canitz antworten wollte — „Was ich eigentlich will, liebster Canitz! — es ist Neid, Mißgunst, Ruhmsucht“ —

„Was es sei; reden Sie, Freund!“ — versetzte Canitz.

„Ich sagte es schon“ — nahm Dietrich, wie heimlich lächelnd, wieder das Wort — „daß ich ruhmsüchtig bin; ich beneide in diesem Augenblick Niemand als meinen Ahnherrn“ —

„Und welchen? und warum?" — fragte Canitz erstaunend.

„Karl Annibal *)!" — antwortete Dietrich — „weil ihn Opitz **) besang! Wüßte ich, daß nach meinem Tode das Lied eines Freundes auch mein Andenken feiern werde — o es muß süß seyn, noch fortzuleben im Gedächtniß der Guten — —!"

„Woher dieß unmännlich scheinende Wesen in der Brust meines tapfern Freundes?" — erwiderte Canitz — „meines Dohna, der so oft schon der Gefahr muthig ins Auge sah? Soll ich den Gedanken an den Tod für körperliche Schwäche, oder für geistige Stärke ansehen? Oder sollte — —?"

Ein Blick des Dichters verrieth einen, ihn schreckvoll, wie mit Blitzes Schnelle,

---

*) Karl Annibal, Burggraf von Dohna, freier Standesherr zu Warteberg und Bratin, Kaiserl. Cammerpräsident in Schlesien, starb den 21. Februar 1633.

**) S. Martin Opitz poetische Wälder, erstes Buch.

überraschenden Gedanken. Dietrich hielt ihm den Mund zu, suchte das Gesagte zu beschönigen, und lenkte, nach und nach sich fassend, das Gespräch auf die Freundschaft über den Gräbern. Beide drückten einander wie zum Abschiede die Hand, und kamen als die letzten zu der, nunmehr im Sahl versammelten, Gesellschaft.

Hier herrschte nach so mancherlei Stürmen, wie in ähnlichem Fall auf dem Meere, eine zweideutige Stille. Man flüsterte einander nur halblaut ins Ohr. Hier ging ein Paar auf und ab; dort zog sich eins zusammen an ein Fenster. Jeder klirrende Sporntritt schien Sophien und Marien zu erschrekken, und manche geheime Thräne fiel in den kaum mit den Lippen berührten Wein.

Da vernahm man auf einmal das Schmettern der Trompeten und das Stampfen der Rosse, und dieß wirkte auf alle wie ein elektrischer Schlag. Die Frauenzimmer erbleichten; die Männer sahen einen

Augenblick vor sich hin, und machten sich reisefertig. Die Pferde wurden vorgeführt.

Sophia mit wehmüthigem Blick unterbrach zuerst die Stille. — „Karl und Dietrich!“ — sagte sie stockend — „kommt ihr nicht noch einmal zurück, damit ich euch noch zum letztenmal sehe?“ — Alles schwieg.

„Keinen zweiten Abschied, gute liebe Gräfin!“ — fing zärtlich bittend, jetzt ein höheres Wesen scheinend, Doris von Canitz an; sie konnte nichts hinzusetzen, als fühlte sie selbst nur zu tief die Härte ihres Wunsches.

„Nein! keinen zweiten Abschied! selbst keine Begleitung!“ — riefen, wie nach einer Verabredung, alle Männer zugleich. Man sank einander von allen Seiten, ohne ein Wort zu sagen, in die Arme. Bald verhallten die Tritte der Officiere auf der Treppe. Die Gräfin wollte ans Fenster, kehrte sich, bald dahin gelangt, unaufgefodert wieder um, und begab sich in ihr Zim-

mer. Maria hatte schon früher, das Gesicht in ihr Tuch verhüllend, den Sahl verlassen.

Erst gegen Mittag war das Getümmel des vorüberziehenden Heers und des nachfolgenden Geschützes, das Sophien und Marien oft von neuem aufschreckte, vorübergezogen; niemand erwähnte laut etwas von dem Geschehenen; nur einsam, an der Brust der mitfühlenden Doris, weinte bald die Mutter, bald die Braut; nur allein gegen Doris berührte Canitz seine Vermuthung über eine, zwischen Dietrich und Maria statt findende geheime Liebe. Doris wunderte sich nun, ihre Beobachtungen mit den seinigen vergleichend, nicht früher dasselbe geahnt zu haben. Doch bewahrten beide dieß Geheimniß, wie seine Natur erfoderte, in ihrem Herzen, und es diente nur dazu, das schon früher zwischen Doris und Maria, die so edel litt, entstandene Freundschaftsband noch inniger zu verknüpfen.

Erst nach zwei Tagen, die das edle Ehepaar den, in Berlin seiner harrenden Vergnügungen unaufgefodert entzog, um die Freundinnen in ihre nunmehrige Lage wiederum einzugewöhnen, reisete Canitz und seine Doris wieder ab; das Schloß glich von nun an einem Trauerhause, und nur nach und nach gelang es den Tröstungen der Vernunft und Religion, die, von bangen Ahnungen erfüllte Mutter, die, um den Sieg über sich selbst ringende Braut, einigermaßen zu beruhigen. —

Als das Brandenburgische Hülfsheer, angeführt von dem General-Lieutenant Schöning, zu Baracan in Ungarn anlangte, fand es daselbst die Kaiserlichen Truppen bereits versammelt, und die Bayrischen, Sächsischen, und andern Reichsständischen Hülfsvölker in starkem Anzuge. Die ganze Armee belief sich ungefähr auf 90000 Mann, und stand unter den Oberbefehlen des Herzogs von Lothringen und des Churfür-

sten von Bayern. Mehrere der tapfersten Fürsten, der Prinz Louis von Baden, der, damals erst drei und zwanzigjährige, doch schon mit Heldenruhm geschmückte Prinz Eugen von Savoyen *), der Prinz von Veldenz, der Fürst Piccolomini, der Prinz Alexander von Curland, alle von glühendem Durst nach Ruhm erfüllt, waren dabei zugegen.

Nach mancherlei Zwiespalt über die zu ergreifenden Maasregeln, ward vor allen Dingen die Eroberung der Hauptfestung Ofen, die im Jahr 1529. dem vor Wien geschlagenen Solyman in die Hände gefallen, seitdem aber, vieler blutigen Belagerungen ungeachtet, unter Türkischer Botmäßigkeit geblieben war, einstimmig beschlossen.

---

*) geboren den 18. Octbr. 1663. gestorben den 21. April 1736. als Sieger zu Zenta, Chiari, Luzara, Höchstädt, Cassano, Turin, Audenarde, Mons, Peterwardein und Belgrad.

Das vereinigte Heer brach zu Anfange des Junius dahin auf; man theilte es in drei Läger; die in der Festung befindliche Türkische Besatzung ward ungefähr 6000 Mann stark angegeben, und rüstete sich zu der herzhaftesten Gegenwehr.

Es ist hier nicht der Ort, eine Schilderung dieser Belagerung auch nur in den flüchtigsten Umrissen zu geben; wir verweisen daher, was die einzelnen Vorfälle anlangt, auf die Geschichtsbücher; nur in so weit gehören die Begebenheiten für uns, als sie mit den Schicksalen des edlen Brüderpaars von Dohna und ihrer Angehörigen in genauer Berührung stehen. Demnach ist es hinlänglich, jetzt nur so viel zu erwähnen, daß, nach mancherlei, bald glücklichen, bald unglücklichen Angriffen und Ausfällen, nachdem die Türken die Unter- und Wasserstadt in Brand gesteckt und den eindringenden Belagerern überlassen hatten, nachdem türkischer Seits verschiedene Minen gesprengt,

Kaiserlicher Seits aber mehrere Breschen gemacht worden waren, am vierten Julius 1686. ein abermaliger Sturm anbefohlen ward.

Erst gegen Abend um sieben Uhr fing man damit an, eine der Breschen zu stürmen, und es glückte anfänglich, ein feindliches Rondel zu erobern und fast anderthalb Stunden lang zu behaupten.

Zu diesem Sturme war unter andern auch das Regiment des ältern Grafen Dohna befehligt; der jüngere Bruder mußte mit dem bittersten Verdruß, und nur der Strenge kriegerischer Befehle gehorchend, im Lager zurückbleiben.

Hier saß er vor seinem Zelte in der heftigsten Ungeduld, jeden Augenblick zum Aufsitzen bereit, von seinen treuen, tapfern, nicht weniger kampflustigen Dragonern auf allen Seiten umgeben.

„Wär ich dort im heißesten Kampf!" — sagte er, während des schrecklichen Donners

des Geschützes und des gräßlichen Getümmels, zu sich selbst — „Fluchwürdiges Geschick, das mich hier zu träger Ruhe verurtheilt, indeß mein Bruder vielleicht seinem Tode entgegen geht! —“

„Ihm, nicht mir“ — fuhr er nach einer Pause fort — „ist das Leben mit Hoffnungen erfüllt; seiner harrt daheim die holdeste aller Bräute; mir — was soll mir das Leben? Soll ich den Glücklichen zum Traualtare führen? oder soll ich selbst Marien über seine Gruft hinweg in meine Arme reißen?“

„Aber wie?“ — unterbrach er sich, starr zur Erde blickend — „entriß auch nicht er sie mir? entriß sie mir, da ich entfernt war — ohne mich zum Vertrauten zu machen, — heimlich — heimtückisch?“

Wild sprang er vom Feldstuhl, und ging mit starken Schritten auf und ab. Plötzlich blieb er stehen. — „Wehe mir!“ — rief er aus — „Ha! ist es dahin mit mir

gekommen? soll ich mich selbst verabscheuen lernen? Wohin, wohin, Sohn der edelsten Mutter, Freund eines Canitz? — —"

Er ward ruhiger. Stille Wehmuth, sanfte Erinnerungen der frühesten Kindheit, der heranreifenden Jugend, traten vor seine Seele. Er wiederholte sich selbst, wie sein treuer Karl Freud' und Leid, Krankheit und Gefahr, Alles, Alles mit ihm getheilt habe, und sein edles Herz war sich selbst wieder gegeben!

Gefaßt trat er vor das Zelt, um sich umzusehen; da überbrachte ihm ein Diener Briefe von Hause, die so eben mit der Feldpost angelangt waren. Der eine war von der Mutter. Eingeschlagen waren zwei offene Blätter von Maria, eins an ihn, eins an seinen Bruder. Sie schrieb an den Bräutigam mit aller Zartheit einer sittsamen Braut; an ihn so flüchtig, so zerstreut, so wenig und, ohne es zu wollen, so viel sagend!

„Habe Dank, himmlische Seele! aber vergieb“ — rief er wehmüthig aus, und warf seinen Brief in das Wachfeuer — „es könnte Stunden geben, wo ich weniger stark wär!“

Er sah mit thränenden Augen in die Flammen, die seinen theuersten Schatz gierig verzehrten, wandte sich schnell davon ab, und küßte den an seinen Bruder geschriebenen Brief. — „O komm zurück, Bruder! komm nur bald! Diese Briefe sollen den sauern Tag dir lohnen; ich werde Freude in deinen Augen glänzen sehen, und durch dein Glück glücklich seyn!“

Es fing schon an zu dämmern. Unruhig trat er wieder vors Zelt, schickte einen Reiter ab, um sich umzusehen. Das dumpfe Getümmel in der Ferne schien sich jetzt zu mehren; die feurigen Kugeln streiften zahllos hin und her. Es brannte unter seinen Sohlen; er erwartete jeden Augenblick Befehl, aufzusitzen; doch — es ward zum Rückzuge gebla-

sen! Der Feind hatte durch einen verzweifelten Ausfall die Christen wieder zum Weichen gebracht; man zählte über 600 Blessirte und drittehalb hundert Todte; aber, was von der Hitze des Kampfs wol den besten Maasstab abgiebt, unter letztern befanden sich der Prinz von Veldenz, der Fürst Piccolomini, und nebst vielen andern hohen Offieieren und Hauptleuten — Graf Karl von Dohna! —

Die beiden Gebrüder Canitz, deren einer unter Dietrichs Regiment stand, eilten, sobald es ihnen der Dienst gestattete, bei Morgendämmerung nach Dietrichs Zelt. Sie fanden ihn nicht dort, sondern in dem Zelte seines Bruders. Hier stand er, die Augen starr auf den Leichnam gerichtet. Er umarmte sie schweigend. Niemand, selbst die vornehmsten Kriegsobersten nicht, konnten ein Wort aus ihm bringen. Wenn sie fragten, zeigte er nur auf den Leichnam, urd wies auf sein Herz.

Erst gegen Abend, als die Leiche nebst denen der übrigen gebliebenen Officiere mit Kriegsehren begraben werden sollte, schien die Sprache wieder zu kehren.

„Karl oder keiner!“ — flüsterte er zu dem ältern Canitz, der den Sinn nicht verstand, und drückte ihm krampfhaft die Hand. Dann nahm er seine, von Maria erhaltene Schärpe, und vertauschte sie mit der blutgefärbten seines Bruders. — „So! nun traget ihn hin!“ — sagte er, kaltscheinend. Die Unterofficiere traten ein, die Bahre aufzuheben; er folgte ihr an der Seite eines der Generale mit festen Schritten, ohne ein Wort zu sagen, ohne Thränen.

Nach beendigter Beisetzung schien seine vorige Lebhaftigkeit zurückgekehrt. Er sprach von seinem unersetzlichen Verluste, und ließ sich alle Umstände näher erzählen. So oft einer seiner wackern Dragoner, die ihn nach ihrer Art zu trösten suchten, ihm begegnete, rief er ihm zu: „Das nächstemal Camerad!

Ihr werdet den Bruder euers Obersten rächen! Wir kennen uns!"

Hatte schon vorher Dietrichs Heldenmuth und Begierde, sich hervorzuthun, die Augen der Anführer auf sich gezogen; so erweckte jetzt die Heftigkeit seines Kummers über den Verlust des geliebten Bruders, seine unstäten, unzähligemal wiederholten Aeußerungen, ihn zu rächen, seine fast bis zur Ausschweifung gehende Kampflust die innigste Theilnahme, aber auch die gespannteste Aufmerksamkeit. Als, nachdem beide Theile ihre Todten begraben hatten, ein neuer Sturm in der Kehl-Linie des mittlern Rondels unternommen wurde, war Graf Dietrich der erste, der beinahe mit Ungestüm um ein Commando bat. Man schlug ihm dieses, aus Sorge für sein Leben, beharrlich ab, und es fehlte wenig, daß er nicht den Gehorsam, die erste Pflicht des Soldaten, vergaß. Leider lief auch dieser Versuch unglücklich ab; die Christen wurden mit einem

Verlust

Verlust von achthundert Mann gänzlich zurückgeschlagen.

Einige Tage später glückte es der Artillerie, eine Bombe in das feindliche, mit Pulver, Granaten, und andern Kugeln angefüllte Zeughaus zu werfen. Da sich an neunhundert Centner Pulver in demselben befanden, so flog es mit einem so fürchterlichen Schlag und Knall in die Luft, daß das ganze Lager erschüttert ward. Man konnte fast eine halbe Stunde lang vor Rauch und Dampf die Stadt nicht erkennen; Kugeln, Balken und Steine wurden bis in das Lager geschleudert, und die Soldaten geriethen dadurch in so große Unordnung, daß selbst der Churfürst von Bayern in Gefahr kam, erdrückt zu werden.

Erst als die ungeheure schwarze Pulverwolke sich verzog, bemerkte man die schrecklichen Wirkungen dieser Explosion. Ein Theil der Mauer und des am Wasser gelegenen Rondels waren völlig über den Haufen ge-

worfen. Drei andere Basteien am Wasser und eine Moschee lagen in Schutt. Zehn Klaftern von der Mauer längst der Donau, ein Theil des Castells und die ganze Quermauer vor demselben waren aufgeflogen.

Der Herzog von Lothringen hielt daher abermals einen Kriegsrath; man beschloß, die Stadt aufzufodern, und falls dieß abgeschlagen werde, von neuem zu stürmen.

Höchst erfreut vernahm Dietrich die Nachricht, daß der türkische Commandant von Uebergabe nichts wissen wolle, vielmehr mit stolzem Spott die rothe Fahne aufgepflanzt habe. Er erneute nun seine Bitten um die Ehre des ersten Angriffs, und zwar um so dringender, weil nicht nur mehrere Brandenburgische Obristen, sondern auch der, schon mit mancher Ehrenwunde gezierte Prinz Alexander von Curland, seine Mitwerber waren.

„Niemanden“ — so stellte er den Generalen mit der feurigsten Beredsamkeit vor —

„niemanden im ganzen Lager liege eine so heilige Pflicht ob, Blut und Leben daran zu setzen, als ihm; niemand habe einen so trefflichen, so geliebten Bruder verloren! Auch spreche er nicht blos in seinem Namen, sondern in Namen seines ganzen Regiments! Auch dieses habe geschworen, den Bruder ihres Obersten zu rächen; auch dieses brenne vor Eifer, mit ihm zu kämpfen und mit ihm zu sterben! Es sei mithin" — so schloß er seine Rede — „nicht blos von der Tapferkeit, welche er allen übrigen Truppen in gleichem Maaße zugestehe, sondern es sei von seiner und seines Regiments Ehre die Rede; diese sei jetzt in Gefahr, einen unauslöschlichen Schandfleck zu bekommen, was bei keinem der übrigen Führer und Heerhaufen in gleichem Grade der Fall sei, und man würde der heiligsten Gefühle spotten, man würde die gebieterischen Foderungen der Ehre, des ersten Schatzes eines Soldaten, muthwillig und schimpflich aus

den Augen setzen, wolle man ihm ein so theuer erkauftes Recht entziehen!"

Mit dem innigsten Beifall vernahmen die hochherzigen Anführer die Worte des tapfern Jünglings, und waren größtentheils der Meinung, diese schöne Flamme nicht unbenutzt verlodern zu lassen. Nur General Schöning, der, aus fast väterlichem Wohlwollen gegen ihn, dem Churfürsten schon früher, nebst dem Tode des Grafen Karl, auch Dietrichs, fast an Ueberspannung gränzende Kampflust gemeldet hatte, dessen Theilnahme und Bewunderung des Heldenjünglings und treuen Bruders mit jedem Augenblicke wuchs, hielt es für Pflicht, seinem Feuer um sein selbst willen zu wehren. Er stellte daher den übrigen Generalen insgeheim vor, daß es nicht thunlich sei, den Prinzen einem bloßen Obersten nachzusetzen; daß, wolle man auch dieses übersehen, die keine Mäßigung kennende Glut des Grafen Dietrichs mit der Besonnenheit, die einen Anführer

zieme, sich nicht vereinigen lasse; daß endlich, da dieser Alles, selbst das Unmögliche, wagen werde, mit Gewißheit vorauszusehen sei, es werde in ihm der letzte männliche Zweig einer der edelsten Linien, der letzte Sohn einer Mutter umkommen, die schon sieben Söhne durch das Schwert eingebüßt habe!

Diese Vorstellungen wirkten; man übertrug dem Prinzen von Curland den Angriff.

Dietrich stand bei dieser Nachricht erstarrt, wie vom Donner gerührt. Aber kaum hatte er sich von dem ersten Schreck über diese abschlägige Antwort erholt, als er seine Bitten und Vorstellungen aufs neue wiederholte. Man gab, da auch seine Soldaten zusammen liefen und man einen Aufstand befürchtete, seinem Wunsche endlich nach, und erlaubte ihm, mit einigen hundert seiner abgesessenen Dragoner an dem Angriffe Theil zu nehmen. Der jüngere Canitz, welcher unter seinem Regimente diente, und

ihm mit vollem Herzen ergeben war, befand sich auch unter diesem auserlesenen Häuflein! Bleib zurück, Georg!" — sagte ihm Dietrich ins Ohr — „mit mir geht man seinen letzten Gang!" — Aber der wackere Georg folgte der Warnung nicht.

Es begann nun, unter Anführung des Prinzen Alexander, einer der wüthendsten Stürme. Man ließ Christlicher Seits, gleichsam zur Eröfnung dieses Mordschauspiels, zwei Minen springen. Der Prinz Alexander, mit seinem edlen Nebenbuhler um jeden Vorzug wetteifernd, stellte sich selbst an die Spitze, und war einer der ersten, der durch eine feindliche Kugel getödtet ward *).

Erschreckt durch diesen Fall, wichen die Christlichen Truppen; aber jetzt sprang Dietrich von Dohna hervor, um die Fliehenden zu sammeln. „Brüder! noch einmal!" —

*) am 26. July 1686. Sein Heldentod ward von Beßer durch eine Trauer-Ode gefeiert. S. dessen Gedichte. S. 201.

rief er und warf sich auf die Sturmleiter. Jeder hielt es für schändlich, zurück zu bleiben. „Mit Dohna!" schrie Alles in furchtbarer Wuth, und stürzte ihm nach. Ein schreckliches Allahgebrüll der Belagerten war das Echo hievon. Säbel und Schwerter klirrten; Kugeln flogen hin und her; Pulverdampf verhüllte Freunde und Feinde.

Fast drei Stunden lang schwankte der Sieg hin und her; endlich wehten die Fähnlein der Belagerer auf mehrern Rondelen, und kaum konnte das schreckliche Feuer der Türken es noch verhindern, daß nicht selbst das Castell erobert wurde.

Doch diese Vortheile waren theuer erkauft; man zählte Kaiserlicher Seits an zweitausend Todte und Verwundete. Auch der wackere Canitz war unter den erstern. Neben seiner Leiche fand man den Grafen Dietrich zwar noch athmend, doch mit mehrern tödtlichen Wunden.

Ohne Bewußtseyn wurde er in das Lager geschafft. Als er noch einmal erwachte, lächelte er freundlich umher, drückte seine Feldbinde an seine Brust und bat mit schwacher Stimme, eiligst den ältern Canitz zu rufen. Seine Augenlieder fielen zu; man glaubte, er werde nicht wieder erwachen. Doch kaum vernahm er Canitzens Stimme, als er sich sanft mit dem Haupte erhob, und ihm seine Hand entgegen streckte. „Ich folge deinem Bruder — grüß' meine Mutter — Marien bring' diese Schärpe — sag nur: Karl oder Keiner! — — deinem Vetter Canitz meinen Degen! — — Karl und Dietrich" — stammelte er noch leise, deutete, da die Sprache ihm schon den Dienst versagte, auf die Blutflecken, lächelte noch einmal, und sank todt zurück.

Der Eindruck, den dieser Tod auf die Soldaten jedes Ranges machte, war außerordentlich groß, und verstärkte sich noch, als kurz nach Dietrichs Verscheiden eine Depeche

vom Churfürsten einging, mit dem Befehl, den jüngern Dohna sofort an den Hof zu senden. Auch der glorreiche Greis wollte diesen edlen Heldenzweig, der, schon durch Karls Tod ganz zu Boden gedrückten Mutter, und künftigen Zeitaltern erhalten wissen; doch die Heldentreue des guten Bruders war der großmüthigen Vorsorge des Fürsten zuvorgeeilt!

Man begrub Dietrichen auf das Feierlichste neben der Asche seines Karl. Jeder dachte darauf, sein Andenken zu ehren. Eine marmorne Tafel sollte die Namen des treuen Paares verewigen. Alle Gelehrte und Dichter wetteiferten, Inschriften dazu vorzuschlagen *).

---

*) Unter andern findet sich noch das Fragment einer von Friedrich Benedict Carpzov in Leipzig gedichteten Inschrift, welches wir dieser Geschichte als Motto vorgesetzt haben. Auf deutsch würde es ungefähr lauten:

„Auf seine Decier darf Rom nicht stolz mehr seyn;
Ein edler Brüderpaar schließt dieser Marmor ein.“

Nicht mindere Ehrenbezeugungen erwies man dem Leichname des, mehr noch durch seine Thaten, als durch seinen hohen Rang, ausgezeichneten Prinzen Alexander von Curland. Der damalige Churprinz von Brandenburg gab Befehl, zu seinem Andenken einige metallne Stücke zu gießen; der Churfürst, bei dem Durchzuge der Leiche, welche nach Curland abgeführt ward, durch die Brandenburgischen Länder, alle Canonen zu lösen, und diese edlen Ueberreste durch einen ausgezeichneten Officier begleiten zu lassen. Der General Schöning glaubte durch diesen Auftrag keinen andern schicklicher zu ehren und zu entfernen, als den ältern Canitz, der wegen des Todes seines Bruders einen mit dem des Grafen Dietrich ähnlichen Vorsatz gefaßt zu haben schien.

Auch Beßer hat in einer Grabschrift des Prinzen Alexander der tapfern Brüder rühmlich gedacht. S. dessen Gedichte S. 206.

Wie tief die Burggräfin Sophia und Fräulein Maria schon durch die Nachricht vom Tode des Grafen Karl ergriffen waren, bedarf keiner Erwähnung. So sehr die Seelengröße der erstern mit der körperlichen Schwäche kämpfte, so besiegte der Schmerz doch endlich die Natur; die Gräfin verfiel in eine schwere Krankheit, und Maria wich nicht von ihrer Seite.

Ob sich daher gleich die Nachricht von dem Heldentod des jüngern Dohna nach und nach dunkel verbreitete; obschon bald auch die Gewißheit davon bei Hofe eintraf; so hüteten sich doch alle Freunde und Bekannte, aus Besorgniß für Sophiens Leben, ihr und Marien auch nur das mindeste davon ahnen zu lassen.

Nur die liebenswürdige Doris, welcher gerade um diese Zeit die Berufung ihres Gatten an den Hof volle Muße dazu verstattete, fühlte auch jetzt den Ruf der Freundschaft zu lebhaft, um nicht den leidenden

Freundinnen tröstend beizustehen. Mehrere Tage lang blieb sie, das schreckliche Geheimniß in ihren Busen verschließend, bei der kranken Gräfin, bei der leidenden Maria. Da donnerten plötzlich die Canonen einer benachbarten Festung zu Ehren des prinzlichen Leichenzuges, und man konnte der fragenden Kranken die wahre Veranlassung nicht wol verheimlichen; da hörte die Gräfin zu gleicher Zeit einige Reiter dem Schlosse sich nähern. „O!“ — sagte sie sanft — „gewiß Nachrichten von der Armee, Nachrichten von Dietrich“ — und Maria ward insgeheim, doch nicht ohne die Aufmerksamkeit der Gräfin zu erregen, aus dem Zimmer gerufen.

Bleich, wie ein Todter, trat Hauptmann Caniß, sonst so blühend und heiter, zu Maria ein; auf seinem Gesicht stand die Nachricht geschrieben, wozu er keine Worte fand. Er suchte alle Kraft zu sammeln, um das Fräulein nicht auf einmal allzuheftig zu

erschüttern; aber er sah deutlich, daß sie schon das Schrecklichste errathen hatte.

„Sagen Sie mir nichts, Canitz" — rief sie accentlos, und hielt sich krampfhaft an einen Stuhl — „ich weiß Alles!" — Mit zitternder Hand überreichte er ihr Dietrichs Vermächtniß, die mit dem Blute der edlen Brüder gefärbte Feldbinde, sagte so sanft er's vermochte: Karl oder Keiner! — und mit einem heftigen Schrei stürzte Maria zu Boden. Gleich einer Leiche brachten sie die Dienerinnen hinweg.

Die Unruhe, die Maria's Ohnmacht, so sorgfältig man sich auch in Acht nahm, im Schlosse verursachte, Maria's langes Außenbleiben, die Entschuldigungen, die man vorbrachte, als sie selbst am Abend, selbst am andern Morgen, nicht erschien, entdeckten endlich auch der kranken Gräfin, was man ihr nun bald ohnedieß nicht länger zu verbergen wußte — „Bin ich ganz verwaist? nicht wahr, Doris?" — fragte sie mit

himmlischer Gelassenheit, und Doris antwortete nur durch eine leise Neigung des Kopfs. Die Gräfin reichte ihr die Hand, kehrte das Gesicht nach der Wand, und verfiel in einen erst ängstlichen, dann ruhigern Schlummer. Als der Arzt von Maria herübergerufen ward und Doris Sophiens Hand ergriff, war sie kalt. Die edle Mutter war den treuen Söhnen schnell in die Ewigkeit nachgefolgt.

Erst als man den Leichnam der Burggräfin in die Gruft gebracht hatte, fing Maria an, sich einigermaßen zu erholen. Der Schein der nächtlichen Fackeln, der Todtengesang, hatte ihr, ungeachtet ihre Lebensgeister heftig angegriffen waren, Alles entdeckt, was im Schlosse vorgegangen war. — „Ich bin nun ganz wieder verlassen!“ — sagte sie weich zu Doris, und legte ihr bleiches Angesicht auf die Achsel der zärtlichen Freundin.

„Können Sie so mich kränken?“ — erwiderte Doris, und die beiden edlen weiblichen Wesen waren bald darüber einig, daß Maria mit nach Blumenberg ziehen, und für immer dort bleiben solle.

Mit Freuden gab Canitz hiezu seine Einwilligung; ja man sah alles gewissermaßen für eine Fügung der waltenden Vorsehung an, weil er gerade jetzt vom Churfürsten zu einer Sendung nach Wien bestimmt worden war, wohin ihn seine Gemalin nicht begleiten konnte.

Er verließ nun die beiden Freundinnen mit weit größerer Beruhigung, und trat seine Reise an. Von Wien aus rief ihn eine Verordnung des Hofes zu dem General Schöning nach Ungarn, und kaum war er dort angelangt, als er in den Trümmern der indessen eroberten Festung das Begräbniß der Grafen Dohna aufsuchte, und den Wunsch seines Freundes Dietrich durch ein

Gedicht erfüllte, das in seinen gesammelten Werken noch vorhanden ist *).

Wie innig die sanften Seelen der Doris und Mariens sich verbanden, ergiebt sich daraus, daß erstere kurz vor ihrem Tode den geliebten Canitz bat, falls er sich wieder vermälen sollte, keine, als Maria, zu wählen. Er erfüllte diesen Wunsch seiner Vollendeten nach einigen Jahren, und verband sich mit der, durch so viele Leiden geprüften Maria **), die er, da auch sie den Namen Dorothea führte, seine Dorilis nannte.

Leider!

---

*) s. S. 178.

**) Sie hieß Maria Dorothea, und ward mit Canitz vermält zu Ende des Jahres 1696. In seinen Gedichten findet sich S. 205. noch ein Dankgedicht an zwei Fräuleins von Schwerin. Diese hatten auf sein Bitten einen Putz ausgesucht, womit er seine damalige Braut, „die liebe Dorilis," beschenkte.

Leider! ging der Edle selbst nach wenig Jahren mit Tode ab, und die, wie es schien, zu lauter Leiden Bestimmte, mußte auch noch den Schmerz erleben, den Trefflichen zu beweinen.

II.

Der Apricosendieb.

„Bärbel!“ — sprach zum einz'gen Kinde
Gürg', der Schulz, mit barschem Muth —
„Wenn ich an der Fensterlinde
„Noch einmal den Weißrock finde,
„Warlich, so — so wird's nicht gut!“

„Hab' ich doch in jungen Jahren
„Unterm Reichsvolk auch gedient,
„Auf Husaren — und Barbaren,
„Malabaren, Janitscharen
„Loszustechen mich erkühnt!“

„Bin ich gleich nicht Junker worden,
„Trag' im Knopfloch nicht, wie Er,
„Ehrenpfennig, Kreuz und Orden,
„Keinen Hut mit goldnen Borden,
„Das — kam blos vom Neide her!“

„Zwar — was recht ist, muß man sagen: —
„Seine Mutter hält er werth,
„Bringt an allen Feiertagen
„Seine Löhnung hergetragen,
„Wird vom ganzen Dorf geehrt;“

„Doch für dich ist er kein Freier —
„Holla! denk mein schönes Feld,
„Wald und Wiese, Haus und Scheuer,
„Dort im Sack manch baaren Dreier,
„Einen Topf voll Schwedengeld!“

„Drum will ich dich streng bewahren
„Für den Pachter! Der ist reich,
„Weiß zu wuchern und zu sparen —
„Kannst noch mit dem Postzug fahren,
„Unsrer Baronesse gleich!“

Stromweis rann von Bärbchens Wangen
Thau aufs schwarze Schleppenband;
Doch, kein Monat war vergangen,
Als der Schulz den schmucken, langen
Wilhelm an der Linde fand.

„Streng verboten sind Duelle“ —
Dachte Gürg' — „ich bin kein Thor!“
Setzte Bärbchens Bettgestelle
In die Kammer, schob als Schwelle
Dicht sein eignes Bett davor.

Manchmal, wenn er Nachts erwachte,
Stöhnten Seufzer tief und schwer;
Doch sie ward nicht blaß, sie lachte
Bald von neuem, und gedachte
Weißrock Wilhelms gar nicht mehr;

Blieb verschämt am Rädchen sitzen,
Wenn der Haberjude kam,
Und mit gier'gem Augenblitzen
Ihre zarten Fingerspitzen
In die hagern Fäuste nahm.

Einstens trat mit Angst und Schrecken
Aus dem Garten sie ins Haus:
„Vater! denkt die Weißdornhecken,
„Selbst die Zuckerschoten-Stecken
„Riß bei Nacht ein Räuber aus;“

„Und von meinen Apricosen
„Für die Frau Magisterin
„Sind die reifen und die großen
„Abgepflückt und abgestoßen —
„Ach! was trag' ich heuer hin?“

„„Ist's das krumme Bäumchen vorne! —““
„Nein doch! das am Weidicht fast! —“
Vater Schulz vernahm's mit Zorne,
Griff nach seinem Knotendorne,
Eilte fort in wilder Hast.

Richtig! Zaun und Zuckerschoten
Lagen da die Kreuz und Queer;
Laub fand sich genug am Boden,
Doch von reifen, sonnenrothen
Früchten war das Bäumchen leer.

Eifernd rief der Wuthentbrannte:
„Welch ein böser, frecher Dieb!
„Mir, dem klügsten Schulz im Lande,
„Brächt' es ewig Schimpf und Schande,
„Wenn der Bube straflos blieb!“

„Aber — wie den Fuchs erlauern,
„Der den Spaß wol wieder macht?
„Sag' ich's — gönnen mir's die Bauern!
„Nein! mich soll der Schlaf nicht dauern,
„Heimlich wach' ich selbst die Nacht!"

Und als Hesper aufgegangen,
Schlich er musternd nach dem Baum,
Sah mit Gold und Purpurwangen
Neugereifte Früchte prangen,
Recht für einen Diebesgaum.

„Bärbel!" — sprach darauf zum Kinde
Er verschlagen — „geh' zur Ruh'!"
Sorgsam schloß er ab; geschwinde
Nahm er dann die alte Flinte
Und, als Schutz, den Hund dazu;

Ging nun trotzig nach dem Garten,
Duckte sich gar schlau und sacht;
Aber ach! vergeblich harrten,
Auf den Obst-Cartouche zu warten,
Herr und Hund bis Mitternacht.

Da schien fern das Laub zu knittern,
Knurrend wies der Hund den Zahn;
Doch — den Dieb recht zu erwittern,
Rief der Schulz mit Angst und Zittern
Den ergrimmten Wächter an;

Suchte Brod in allen Taschen,
Hielt dem Vieh die Schnauze zu:
„Still doch, bis wir ihn erhaschen!
„Woll'n ihm schon die Krause waschen —
„Jetzt sei pfiffig, halte Ruh!"

Ruhig blieb's bis gegen Morgen;
Da schien Cerberus auf's neu
Was zu wittern, was zu horchen;
Doch der Schulz rief: „Mich laß sorgen!
„Töffel holt vom Boden Heu."

Brummend stieg er dann ins Bette,
Und Schön-Bärbel, glühend roth
In der weißen Nachtcornette,
Schnarchte bald, wie um die Wette,
Und lag bald so still, wie todt.

„Ist er gestern ausgeblieben“ —
Sprach der Schulz am Abend drauf —
„Länger wird er's nicht verschieben;
„Heute läßt er sich's belieben! — —“
Kurz, um eilf Uhr stand er auf;

Hielt dann bis zur Geisterstunde
Mit dem rostigen Gewehr,
Mit dem treuen Kettenhunde,
Um den Zaun und Baum die Runde;
Doch kein Obstdieb schlich daher.

Einmal schien das Laub zu knittern,
Knurrend wies der Hund den Zahn.
Doch — den Dieb recht zu erwittern —
Hielt der Schulz mit Angst und Zittern
Den ergrimmten Wächter an;

Gab ihm eine Schinkenschwarte,
Die er klüglich eingesteckt:
„Wächterchen! sieh, was ich sparte!
„Still! bis durch die Hecken-Scharte
„Er den Galgenschädel streckt!“

Ruhig blieb's bis an den Morgen,
Und nach des Gehöftes Raum
Kehrte Gürge ohne Sorgen,
Da — fing Wächter an zu horchen,
Knurrte nach dem Lindenbaum.

Himmel! was? — am Fensterladen,
Auf der Linde Ast am Haus,
Stand ein Geist — weiß, wie — Soldaten,
Und, ganz ohne Furcht vor Schaden,
Sah das schöne Bärbchen raus.

Wedelnd, doch des Winks gewärtig,
Sah der Hund zum Schulzen auf.
Der rief leise: „Gürge, sperr' dich
„Nun nicht länger! — Macht euch fertig!"
Und besah den Flintenlauf.

„Sicher sind die Apricosen
„Für die gute Pfarrerin," —
Sprach der Geist in Reiterhosen —
„Stellt dein Vater solche Rosen
„Vor sein Kammerfenster hin!"

Und es klang wie Rosenpflücken;
Schon zog Vater Schulz den Hahn;
Schon begann er sich zu bücken,
Zielte, konnt' ihn nicht erdrücken,
Und nahm beßre Lehre an.

Lieblich schmachtend rief die Kleine:
„Geh nun, Wilhelm! Gute Nacht!
„Wüßtest du, wie oft ich weine;
„Recht ist's wol nicht; doch erscheine
„Nur, so oft der Vater wacht!“

„„Kind! er wird noch öfter wachen,
„„Sind ihm Birn' und Pflaumen lieb.
„„Giebt er dich dem Wucherdrachen,
„„Wird er mich zum Mörder machen,
„„Wie schon jetzt zum Schelm und Dieb!““

Neue Küsse barg die Linde,
Und der Alte — strich den Bart,
Stahl sich leis zu seinem Kinde;
Doch das — lag im Bett geschwinde,
Schlief und schnarchte nach der Art.

„Hüt' ein Andrer Sand im Siebe!
„Ich — ich danke für mein Theil;
„Mädchen und Soldaten-Liebe,
„Apricosen-, Schoten-Diebe
„Zu bewachen, bringt kein Heil!“

„Bärbel, auf! es wird dir frommen!“ —
Rief er dann — „Ach Kind, ich bin
„Just recht wunderbar beklommen — —
„Flink! laß deinen Weißrock kommen,
„Und — nehmt meinen Segen hin!“

Heiß von Scham und Thränengüssen
Flog im Morgensonnenglanz
Bärbchen zu des Vaters Füßen;
Unter Jubel, unter Küssen
Trug sie bald den Mirtenkranz.

Der gestohlnen Apricosen
Ward beim frohen Mahl gedacht,
Und, erglühten Bärbchens Rosen
Höher gleich, drauf angestoßen,
Und geheimnißvoll gelacht.

III.

Die Raubschützen.

(Aus Criminal-Acten gezogen.)

An den Ufern der **** wohnte ein alter Fischer, der, außer seiner Hütte und einem Stromkahne, ein Haus in der Stadt und in deren Nähe zwei Weinberge besaß. Von mehrern Kindern war ihm nur ein Sohn, Namens Anton, und eine um vier Jahr jüngere Tochter übrig geblieben.

Bei Anton zeigten sich schon in früher Jugend die vielversprechendsten Anlagen, aber auch, was nicht selten damit verbunden ist, ungewöhnliche Heftigkeit und Ausgelassenheit. Oft würde er von der Strenge des Vaters die härtesten Züchtigungen haben erdulden müssen, hätte nicht die List und Vorbitte der allzunachsichtigen Mutter dieß im-

Bayerische Staatsbibliothek München

mer abzuwenden gewußt. Auch seine Lehrer verstanden es nicht, diesen Wildling zu beugen und zu veredlen. Der Rector des Städtchens nannte ihn einen erzbösen Buben; gleichwol bezeugte späterhin der Geistliche, von dem der Knabe zum Genuß des heiligen Abendmals vorbereitet wurde, er habe an ihm bei dieser Gelegenheit nicht gemeine Kenntnisse und Zeichen eines tiefgerührten, zum Guten entschlossenen Herzens wahrgenommen.

Nachdem Anton die Schule verlassen hatte, arbeitete er, so lange die Fahrzeit dauerte, bald auf dem Schiffe seines Vaters, bald auf fremden, um Tagelohn. Das Leben auf dem Wasser sagte seiner Neigung zu, und stärkte nicht nur seinen kräftigen Körper noch mehr, sondern vergnügte auch seinen unruhigen Geist. Desto langweiliger und drückender für ihn war dagegen der Winter, wo die Schiffahrt aufhörte und das Angeln und Fischen im Kleinen nur we-

Bayerische Staatsbibliothek München

nig Beschäftigung darbot. Längst lag in seinem Innern eine entzündbare Masse; es bedurfte nur eines Funkens, sie ausbrechen zu machen.

Nie ist Gelegenheit lange dem fern, der ihrer bedarf! Anton fand zu nicht geringer Freude auf dem Boden des väterlichen Hauses eine Vogelflinte, deren man sich ehedem in den Weinbergen bedient hatte. Er ruhete nicht eher, bis sie wieder in brauchbaren Stand gesetzt war, und kündigte nun den Vögeln offene Fehde an. Auch mag er, aus Neigung zum Herumschweifen und aus immer leidenschaftlicher werdender Jagdlust, wol schon jetzt etwas weiter gegangen seyn, und ein, in der Einsamkeit vor ihm auffliegendes Rebhuhn, einen ihm aufstoßenden Hasen, für gute Beute angesehen haben.

Das Regal der Jagd gehört zu denen, welche dem weniger gebildeten, nur nach dunkeln Gefühlen, nicht nach deutlichen Begriffen, lebenden Menschen als willkührliche

Einschränkungen der natürlichen Freiheit, als ungerechte Anmaßungen des Mächtigern erscheinen können. Noch weit mehr aber mußte es der junge Fischer in diesem Lichte erblicken, dem die Stromfischerei verstattet war. Im freien Wasser, dachte er, schwimmt der Fisch, im offnen Walde geht das Wildpret; jener gehört dem an, der schlau genug ist, ihn zu berücken; warum soll dieses nicht dem guten Schützen, sondern nur dem zu Theil werden, der grünen Rock und Hirschfänger trägt?

Dieser Gedanke, wenigstens eine Ahnung davon, regte sich längst in Antons Kopfe. Unmöglich konnte sich daher in seiner Seele eine Mißbilligung des Geschehenen erzeugen. Für ihn war das Aufsuchen, das Erlegen des Wildes, eine Freude, nicht die Uebertretung eines Gesetzes. Das ihm grundlos scheinende Verbot, selbst die Gefahr, welcher er sich aussetzte, mußte einen

so rüstigen Purschen eher anreizen, als abschrecken!

Eine noch größere Aufmunterung, seine Jagdvergnügungen fortzusetzen und zu erweitern, erhielt Anton beim heimlichen Verkauf der geschossenen Hasen. Hier bekam er nicht blos eine für ihn beträchtliche Geldsumme in die Hände; sondern die, blos auf eignen Vortheil denkenden Käufer und Hehler foderten ihn auch auf, bald ein mehreres zu bringen; sie erzählten ihm, daß sogar die in Eid und Pflicht stehenden Jägerpursche und Holzschläger heimlichen Wildpretshandel trieben; ja, er hatte oft Gelegenheit, selbst zu bemerken, wie manches, ohne Vorwissen des Försters geschossene Reh des Nachts auf dem Schubkarren in die Wildpretskammern der Händler und einiger, sonst für rechtlich gehaltener Privatleute unentdeckt abgeliefert wurde.

Anton konnte diese Erfahrungen nicht wieder aus dem Gedächtnisse bringen; seine

alte Vogelflinte dünkte ihm nun zu schlecht, ja völlig unbrauchbar; er versuchte, sie zu verkaufen. Doch scheint er auch hiebei sich noch keines festen Vorsatzes bewußt gewesen zu seyn, und vielleicht hätte der Mangel eines guten Gewehrs seine Jagdliebe gänzlich wieder erstickt, hätte nicht eine sich ihm von Ohngefähr aufdrängende Vorstellung seine Begierde aufs höchste getrieben, und eine, für Tausende Unheil bringende Begebenheit, ihm die Mittel zu Befriedigung seines Hanges in die Hände gespielt.

Ein Zufall nämlich, oder sollte man es vielleicht Antons schwarze Bestimmung nennen? führte ihn zu einem Bauer seiner Bekanntschaft, dem er seine Flinte für einen Thaler zum Kaufe anbot. Der Bauer — es läßt sich nicht entscheiden, ob, wie dieser späterhin behauptete, blos in der Absicht, den jungen Fischer, den er schon wegen Wilddieberei in Verdacht zog, zu prüfen und auszuforschen — antwortete lächelnd: „Bist

du nicht dumm? Du wirst die Flinte verkaufen! Schieß dir einen Hirsch damit, wenn du kein Geld hast!"

Bei dieser Aeußerung stand augenblicklich vor der Einbildung des jagdlustigen Purschen der prächtigste, jagdgerechteste Hirsch! Er konnte sich das Vergnügen nicht groß genug denken, ein so großes, so herrliches Wild von seinem Schuß stürzen zu sehen. Er brannte vor Begierde, dieses Glücks theilhaft zu werden. Er dachte Tag und Nacht auf Mittel, einen Hirsch zu erlegen.

Gerade um diese Zeit ereignete sich, einige Stunden von Antons Vaterstadt, die für das Schicksal ganzer Länder folgenreiche *****er Bataille. Sobald die fliehenden und verfolgenden Heere das Schlachtfeld gänzlich verlassen hatten, strömten die benachbarten Bürger und Bauern aus ihren theils noch rauchenden, theils für dießmal dem Verderben entgangenen Häusern haufenweise herzu, um die Opfer des Todes,

um die schaudervolle Verwüstung zu besehen, und, wollte das Glück ihnen wohl, irgend ein Feldgeräth als Andenken zu erbeuten. Auch Anton, von jugendlicher Neugier, von dem Drange nach einem ungewohnten, furchtbaren Anblick ergriffen, eilte nach der, noch mit Leichnamen bedeckten Ebene, und sammelte sich eine Anzahl herumliegender Flintenkugeln. Doch noch ein erwünschterer Fund war ihm beschieden; er entdeckte in einem Graben einen vortrefflichen Büchsenlauf, von dem zwar der Kolben abgesprengt, der jedoch selbst noch ganz unbeschädigt war.

Jetzt wandte ihm das Schicksal selbst zu, was er so lange sehnlich, doch vergebens, gewünscht hatte. Er eilte mit seiner Beute in die Heimath, ließ eilig die Büchse neu schäften, verbarg sie, bald in seiner Kammer, bald im Busche, vor den Augen seiner Aeltern, und schlich nun, größtentheils noch vor Tagesanbruch, unter dem

Vorwande, Regenwürmer zum Fischen zu suchen, auf den Anstand.

Doch nur kurze Zeit über verstattete ihm seine Anhänglichkeit an einen Jugendfreund, Heinrich R., mit welchem er jedes Vergnügen zu theilen gewohnt war, auch vor diesem zu verbergen, was er sonst gegen jeden geheim hielt. Heinrich war der uneheliche Sohn eines Officiers, seiner Profession nach ein Tuchknappe; man hatte ihn vor kurzem zum Rekruten ausgezeichnet, allein noch nicht zum Regiment abgeliefert.

Da er jünger, von nachgiebigem Charakter, und, Antonen zu gehorchen gewohnt war, so ließ er sich von diesem leicht bereden, ihn auf den Anstand zu begleiten. In kurzem fand auch er Geschmack an diesem Vergnügen, und versah sich mit einem Gewehr. Man brachte nach und nach einen gemeinschaftlichen Wildpretshandel in Gang, und kam überein, den Gewinn treulich zu theilen.

Kaum hatten die beiden, durch günstigen Erfolg immer kühner werdenden Freunde dieses Handwerk eine Zeitlang getrieben, als ihnen ältere Holzdiebe und Wildschützen, einige für eigene Hand jagende Bauern und Jägerpursche, auf die Spur kamen. Es entstanden nun mancherlei Feindseligkeiten. Nicht selten fanden die jüngern Wilddiebe ein von den ältern erlegtes, unter Laub verborgnes Wild, und eigneten sich dieses zu; nicht selten erfuhren sie, wenn sie ein selbst gefälltes verhandeln wollten, daß jene es aufgespürt und, ihnen zuvorkommend, verkauft hatten. Man bediente sich wechselseitig, wie es der Zufall fügte, bald der List, bald der Uebermacht; wie im Stande der Natur schien hier der Schlaueste und Stärkste Herr des Waldes zu seyn!

Endlich konnten diese Ungebührnisse dem aufmerksamen und in seiner Pflicht unermüdlichen Fußknecht Harting nicht länger entgehen. Je weniger er in die Leute des

Oberförsters Mißtrauen setzte; je mehr er daher alle diese Frevel dem, an ihn verrathenen Anton beimaß; desto erbitterter ward er auf diesen!

Schon vor einiger Zeit hatte er einen Wilddieb — es war nicht ausgemacht worden, ob absichtlich oder zufällig — auf der Stelle niedergeschossen. Auch mit Anton, den er einmal überm Weidenabschneiden betraf, hatte er schon früher Händel. Späterhin aber nahm er ihm eine Flinte ab, und schoß zweimal nach ihm, da er ihn allein auf dem Anstande traf. Dieß letztere entdeckte jedoch Anton nur seinem Freunde Heinrich; übrigens wußte Niemand etwas von einem Groll zwischen ihm und dem Fußknecht, ja nicht einmal etwas Bestimmtes von seinen Wilddiebereien.

Zu Anfange des Sommers — es war ein Freitag und Bußtag — fand Harting abermals zwei ins Laub versteckte Hirschwanste. Er nahm sich daher vor, diesem

Unfug alles Ernstes zu steuern, traf Abrede mit dem Oberförster, und bestellte insgeheim dessen Purschen und zwei Holzschläger Sonntags früh um zwei Uhr in das Holz, welches, mit dem folgenden Ereigniß sehr contrastirend, den Namen des Friedenthals führte. —

Da sie, ungefähr früh um vier Uhr, dort eingetroffen waren, theilten sie sich. Der Fußknecht ging mit dem Holzschläger Sebald in die Weidenau; der Jägerpursche mit dem zweiten Holzschläger in das Klosterholz. Nach Verfluß einiger Zeit hörten die letzteren einen Schuß, und gleich darauf den gewöhnlichen Jagdruf, doch sehr ängstlich. Sie flogen Harting zu Hülfe. „Jesus!“ — sagte der Fußknecht — „sie haben Sebalden hinter mir erschossen! Dort hinter der großen Eiche“ — (die etwa hundert Schritte von einem Hügel stand) — „fiel der Schuß!“ —

Indem sie alle drei, dicht zusammen gedrängt, auf den Getödteten zuwollten, fiel aus dem Gebüsch des Hügels ein zweiter Schuß; die Kugel fuhr Harting in die Brust; er stürzte nieder, sprang alsbald wieder auf, schoß seine Flinte gegen den Hügel los, und rief: „Anton! Anton!" — Dann sank er dem Jägerpurschen in die Arme; empfahl ihm seine Frau und Kinder, entdeckte ihm, daß er aus Furcht vor Plünderung unter einen Sparren des Oberbodens Geld versteckt habe, legte sich dann mit den Worten: „Ich muß sterben!" — auf die Erde, und war in wenigen Minuten verschieden.

Der Jägerpursche, der sich zu Zeiten auch des Wildpretsunterschleifs schuldig gemacht hatte, und der Holzschläger wußten vor Schreck und Furcht nicht, was sie zuerst anfangen sollten. Ob sie schon, auf den Hügel eilend, frische Fußtapfen entdeckten und sogar das Gebüsch rauschen hörten,

fiel es ihnen doch nicht ein, die Thäter zu verfolgen. Vielmehr eilte der Jägerpursche zum Oberförster, der Holzschläger aber in das Amt, um die Mordthat anzuzeigen.

Da Anton schon bei Gelegenheit der weggenommenen Flinte einigermaßen in Verdacht gerathen war und der Ausruf des sterbenden Hartings gegen ihn zeugte; so ertheilte der Amtmann sogleich Befehl zu seiner Verhaftung. Der abgeschickte Frohn fand ihn nicht zu Hause, sondern mit seinem Vater auf dem Flusse. Eine Spur, daß er kürzlich geschossen, war an ihm nicht zu bemerken.

Bei hierauf angestellter Besichtigung des Orts und der, sehr mit Blut befleckten Leichname ergab sich, daß es hier ohne Zweifel zwei Mitschuldige geben müsse; die Getödteten lagen etwa achtzig Schritte aus einander; beide Schüsse waren augenscheinlich von verschiedenen Richtungen geschehen. Auch wurden die Verletzungen von dem, die Zer-

gliederung besorgenden Arzt und Chirurgus für an sich selbst tödtlich erklärt.

Anton räumte bei seiner ersten Vernehmung zwar ein, dann und wann auf dem Anstande Hasen geschossen zu haben, läugnete aber beharrlich, daß er, außer der, ihm von Harting abgenommenen Flinte, noch ein Gewehr besitze, und jemals mit Harting in Streit gerathen sei. Am allerwenigsten — sagte er — sei er am Morgen von Hartings Ermordung auf dem Anstand, vielmehr schon ein Viertel auf vier Uhr mit seinem Vater auf dem Wasser gewesen. Um fünf Uhr sei er — setzte er hinzu — zurückgekommen, und habe gefrühstückt; dann sei er wieder auf den Kahn gegangen, wo ihn auch der Amtsfrohn getroffen und verhaftet habe. Er benannte einige Zeugen, welche ihn an diesem Morgen ganz früh, theils auf dem Wasser fahrend, theils vor seiner Hausthür stehend, gesehen haben sollten,

und dieß bei ihrer Abhörung auch zum Theil bestätigten.

Dagegen gestand Antons Vater, daß er früh bei Sonnenaufgang seinen Sohn, welcher allein auf dem Boden schlafe, gerufen und ihn, da er hierauf keine Antwort erhalten, im Bette gesucht, aber nicht gefunden habe. Nach Verfluß einer kleinen halben Stunde, ungefähr halb vier Uhr, sei jedoch der Sohn gekommen, habe gesagt, er sei auf dem Weinberge gewesen, und sich sodann mit ihm auf das Wasser begeben. Es sei an Anton — setzte er hinzu — nicht die mindeste Angst oder Furcht sichtbar gewesen, und er halte ihn daher nicht im geringsten für schuldig. — Antons Mutter und Schwester wußten von nichts, was zu einigem Verdacht gegen ihn Anlaß gab.

Dessen ungeachtet befragten beide, aus wol verzeihlicher mütterlicher und schwesterlicher Liebe, den Vater über seine Aussage, und ihr weiblicher Scharfsinn ließ sie bemer-

ken, daß dessen Zeugniß dem Sohn und Bruder nachtheilig werden könne. Schon am Abende des folgenden Tags erschienen sie daher am Thurme der Frohnfeste, und hinterbrachten Antonen, was der Vater geschwatzt.

Dieser, der sich bis dahin äußerst getrost und unbefangen verhalten hatte, ward nun plötzlich unruhig, lief im Gefängnisse rastlos hin und her und pochte zuweilen an die Mauer. Zum Glück für ihn war von zwei bestellten Wächtern nur einer gekommen, und der Frohn konnte wegen feindlicher Einquartirung die Nacht über sein eignes Haus nicht verlassen; zu noch größerm Glück war der einzige Wächter ein sehr einfältiger Tropf! Er schlief sogar gegen Mitternacht ein; Anton zog ihm einen starken Knotenstock zwischen den Beinen hervor, durchstieß damit die baufällige Mauer, gelangte so in den Vorsahl, zerbrach hier einen eisernen Fensterstab, flüchtete sich über

die hohe Stadtmauer in die väterliche Wohnung, nahm dort — mit oder ohne Vorwissen der Seinigen — andere Kleider, warf seinen eignen Anzug in den Fluß, und war auf und davon!

Indem er noch vergeblich mit Steckbriefen verfolgt wurde, und sich ein Zeuge vorfand, welcher ihn in der Zeit von vier bis fünf Uhr im Zurückeilen nach der Fischerhütte erblickt haben wollte, traf er nach siebentägigem Herumschweifen, in der, auch geäusserten Vermuthung, es könne ihm nichts geschehen, wieder in dem Hause seiner Aeltern ein; seine Schwester meldete mit Tagesanbruch dem Amtsfrohne seine Zurückkunft. Natürlich eilte dieser, den, halb durch seine Schuld Entflohenen wieder zu verhaften, und legte ihn nunmehr in Ketten.

So war denn einer der muthmaslichen Mörder, wiewol noch nicht im mindesten der That überwiesen, wieder herbeigeschafft; aber noch immer ergab sich kein Verdacht ge-

gen einen zweiten, welchen man doch nach allen Umständen voraussetzte. Nach und nach verbreitete sich jedoch ein dunkles Gerücht, welches auch bald eine gerichtliche Anzeige veranlaßte, ungefähr des Inhalts: Der erschossene Harting habe kurz vor seiner Ermordung einigen seiner Bekannten folgendes vertraut: „Ich traf eines Morgens Anton und seinen Kameraden, beide mit Schießgewehr, im Walde. Sie hielten auf mich und sagten: Nun haben wir dich, wo wir dich haben wollten!“ Ich verbarg mich hinter den Stamm einer Eiche und bat sie, meiner zu schonen. Sie antworteten: „Thäten wir es nicht wegen deiner Frau und Kinder, so schössen wir dich auf den Kopf!“ Ich sagte darauf: „Dort ist der Oberförster!“ Sie aber lachten und äusserten: „Laß ihn nur kommen!“ — Man wollte auch wissen, Harting habe eidlich angeloben müssen, gegen niemand von diesem Vorfalle etwas zu erwähnen.

Dieß Gerücht wurde von Hartings Wittwe und einigen glaubwürdigen Zeugen bestätigt, mit dem Zusatze, der Verstorbene habe zwar die Geschichte also erzählt, jedoch die Wilddiebe anfänglich durchaus nie, jedoch drei Tage vor seinem Tode, wie in einer Art Vorahnung, gegen seine Frau Anton und Heinrich genannt. Auch meldeten sich mehrere, welche Heinrichen immer bei Anton, und beide mit Flinten gesehen haben, auch von der Absicht beider, einen Jägerpurschen zu erschießen, etwas wissen wollten; kurz, man sah sich veranlaßt, auch den Rekrut Heinrich R. in Verhaft zu nehmen.

Als dieß geschehen, zeigte der Oberförster noch an, Harting sei immer mit Widerwillen den Wilddieben nachgegangen, habe oft gegen ihn geäussert: „Anton und Heinrich sind schrecklich böse Kerls; geben Sie Acht, wir werden noch einmal erschossen!“ sei aber, da er ihm vorgestellt, daß sie dieß erwarten und ihre Schuldigkeit bis auf den letzten

Augenblick thun müßten, in seiner Pflicht unermüdlich geblieben. Man schritt sodann zu Heinrichs Vernehmung.

Dieser läugnete jede Theilnahme an der Wilddieberei und an dem begangenen Morde; allein Anton beschuldigte ihn der erstern, ingleichen der Theilnahme an jenem ersten Ueberfalle des Fußknechts, den er jedoch mit sehr mildernden Umständen erzählte, fuhr aber fort, sowol sich selbst, als Heinrichen, an dem zweifachen Mord für völlig unschuldig auszugeben.

So war ungefähr seit der schrecklichen That ein Monat verflossen, und man schwebte, obschon bei dieser Gelegenheit auch die Wilddeuben der Jägerpursche und Anderer mit ans Licht kamen, in Betreff der Hauptsache noch immer im Dunkeln, als Anton eines Abends den Actuarius um eine Unterredung ersuchen ließ. Dieser zögerte keinen Augenblick, sich ins Gefängniß zu verfügen. Als er eintrat, warf sich Anton vor

ihm auf die Knie, zog seine Hand an sich und bat ihn aufs flehentlichste, ihm nur einige Worte mit Heinrichen zu gestatten. Der Actuarius gab ihm hiezu einige Hofnung, doch unter der Bedingung, daß er die Wahrheit bekenne. Bei dieser Anrede brach Anton in Thränen aus und bat, nur für seine Aeltern und Schwester zu sorgen; der Actuar, der seine Rührung bemerkte, drang in ihn, zu gestehen, daß er einen der Ermordeten erschossen habe.

„Nein" — antwortete Anton heftig — „ich habe beide, Sebald und Harting, erschossen! Heinrich ist unschuldig! Sorgen Sie für ihn, daß er nicht aufs Zuchthaus gebracht wird!"

Bei dieser Aussage blieb er auch, sowol im Gefängniß, als bei seiner, eine halbe Stunde darauf erfolgten Vernehmung, und erzählte den Vorfall also:

„Ich ging am Morgen der That früh um drei Uhr ganz allein in das Holz, um

Wildpret zu schießen. Als ich mich daselbst auf dem Anstande befand, so kam zwischen vier und fünf Uhr der Fußknecht Harting mit dem Bauer Sebald auf dem Wege daher. Als ich Harting erblickte, faßte ich sogleich aus Wuth und Verzweiflung, weil er mehrmals nach mir geschossen hatte, den Entschluß, mich an ihm zu rächen. Ich zielte daher mit der Büchse, die mit zwei Französischen Kugeln geladen war, nach Harting, traf aber zum Unglück Sebalden, welchem es keineswegs galt. Als dieser unglückliche Schuß gefallen war und Sebald stürzte, sah sich Harting um und erblickte mich vielleicht; ich weiß dieß nicht gewiß, weil ich durch den aufsteigenden Pulverdampf sprang. Da ich nun den unschuldigen Sebald ohne meinen Willen getroffen hatte, so war ich augenblicklich entschlossen, auch Harting, der mir zweimal nach dem Leben getrachtet hatte, zu erschießen. Ich lud geschwind meine Büchse zum zweitenmal und lief queer

durch das Gehölz, um welches Harting bereits herum war. Als nun Harting mit dem Jägerpurschen wieder von dem Wege zurück an den Hügel kam, um den Herbeigerufenen den erschossenen Sebald zu zeigen; so drückte ich, sobald ich Harting nur ein wenig vor dem Hügel erblickte, die Büchse auf ihn ab, und erschoß ihn vorsätzlich. Harting sank nicht sogleich, sondern schoß nach mir, ohne mich zu treffen; denn ich sprang im Augenblick des Abdrückens von dem Hügel herunter und lief ins Gebüsch. Hier blieb ich eine Weile und lief dann hinter dem Burgholz hervor, durch die Mühlgasse, nach unserm Hause. Ich kann darauf leben und sterben, daß Niemand an der That Theil hat; auch habe ich sie Niemanden entdeckt, selbst meinen Aeltern und meiner Schwester nicht; Heinrich R. ist ganz unschuldig. Er war um jene Zeit nicht bei mir, und wußte nichts von meinem Vorhaben, nicht einmal davon, daß ich an diesem

Morgen auf den Anstand gehen wollte. Seit der verübten That habe ich auch nicht mit ihm gesprochen.“

„Die Büchse“ — fuhr er auf Befragen fort — „habe ich im Holze bei der Hirschlecke, wohin mich mein Weg führte, unterm Laube versteckt. Ich bitte noch zu bemerken, daß ich einzig und allein Heinrichen zu der Wilddieberei verleitet habe!“

So lautet Antons Aussage, bei welcher es das Ansehen gewinnt, als habe er den Hauptgrund seiner großen Erbitterung kaum selbst deutlich gefühlt, noch weniger aber auszusprechen vermocht. Dieser scheint in der That kein anderer gewesen zu seyn, als weil Harting noch an demselben Tage, als Anton sein Leben in der Hand gehabt, zum zweiten Male nach ihm geschossen. Zu dem Gedanken an diese Heimtücke scheint sich übrigens auch die Erinnerung, daß Harting schon einen Wilddieb erschossen, und

die Furcht, gesellt zu haben, von ihm als Sebalds Mörder erkannt worden zu seyn.

Dieses Geständnisses ungeachtet, blieb es nach den befundenen Umständen immer noch unwahrscheinlich, daß Anton wirklich beide Mordthaten verübt habe, und fast mußte man glauben, er beschuldige sich blos aus Lebensüberdruß oder aus Freundschaft gegen Heinrich des zwiefachen Verbrechens. Der die Untersuchung leitende Richter, der mit rühmlichem Eifer eben so gut das, was den Gefangenen überführen, als was zu seiner Entschuldigung dienen konnte, beobachtete, hielt es daher für nöthig, Anton an Ort und Stelle, wo die That verübt worden war, zu befragen.

Anton zeigte bei dieser Gelegenheit den Weg, auf welchem Harting und Sebald gekommen, den Ort, wo er selbst im Busche versteckt gestanden, den Weg, auf welchem er ihnen nachgegangen, und einen Baum, hinter welchem er, da sie vorbei gewesen,

herausgetreten. Dann führte er die Gerichtspersonen auf dem Holzwege fort und wies den Platz des Hügels, wo er stehen geblieben war, um auf Harting zu schießen; ferner die Eiche, an welcher er die Büchse zum zweiten Male, jedoch nur mit einer Kugel geladen hatte; endlich den Punkt, wo Sebald gefallen war. Man zählte von der Stelle, wo er gestanden, bis zu der, wo Sebald gesunken war, funfzig, ferner von der Stelle des Hügels, wo er auf Harting gezielt, bis zu dem, wo dieser nach seiner Angabe gestanden, siebzehn Schritte.

Uebrigens wiederholte Anton alle schon vorher angegebenen Umstände völlig übereinstimmend, und setzte noch hinzu: „Gleich nach dem Abdrücken sprang ich linker Hand in das Gebüsch und hörte Harting meinen Namen rufen. Auch schoß er augenblicklich hinter mir her, traf mich aber nicht. Der Jägerpursche und der andre Holzschläger äusserten laut, daß sie den Vorfall anzeigen

wollten; ich hörte dieses, verhielt mich im Gebüsch ruhig und wartete einige Zeit. Sodann lief ich vom Hügel herunter, sah an der Seite Harting im Wege liegen, wußte aber nicht, ob er todt war, lief in dem Holzwege wieder zurück und vor dem erschossenen Sebald dicht vorbei. Bei Sebalds Anblick war ich ganz ausser mir, und lud die Büchse zum dritten Mal, um mir selbst die Kugel durchs Herz zu jagen, warf aber die Büchse in das Gebüsch und bedeckte sie mit Laube, lief sodann im Holze fort, queer durch die Felder und Weinberge, bei der Mühle vorbei, und in meines Vaters Haus. Ich brauchte etwa acht Minuten aus dem Holze nach Hause, und langte dort ungefähr um fünf Uhr an.“

Nach diesem Bekenntnisse zeigte Anton auch den Ort, wo er die Büchse versteckt habe. Man fand sie unter dem Laube. Es war eine Pürschbüchse, mit sieben Zügen und sehr starkem Rohr; das Visir sehr fein;

das Korn von Silber. Die Kugel, die man heraus zog, wog fast zwei Loth. Hinterher ergab sich, daß die Büchse einem benachbarten Jäger mit allen seinen übrigen Gewehren abgeplündert worden war. —

Bei diesem, das Gepräge der Wahrheit tragenden Geständnisse blieb der Verhaftete auch am folgenden Tage, räumte noch ein, daß er seit der Zeit, als er sich die Büchse vom Schlachtfelde geholt, eine große Anzahl Hasen und mehrere Rehe bald in Heinrichs Beiseyn, bald allein, geschossen, zum Theil aber auch nur angeschossen und nicht gefunden habe; gab ferner zu, daß auch Heinrich verschiedenes Rothwildpret erlegt habe, sprach aber denselben nochmals von allem Antheil an den Mordthaten frei. Uebrigens versicherte er, daß er Harting als einen äusserst rachsüchtigen Mann, der kein Menschenleben geschont, gekannt, und blos durch Hartings liebloses und äusserst feindseliges Betragen zu dessen und Sebalds Erschießung bewogen

worden sei. Harting habe ja zweimal an einem Abende nach ihm geschossen, auch die Drohung gegen ihn ausgestoßen: „Du stiehlst nicht allein Holz, sondern auch mit der Flinte. Gnade dir Gott, wenn wir dich einmal in unsere schwarze Wäsche kriegen; wir wollen dich zurichten, daß du Ach und Weh über uns schreiest!"

Zugleich beklagte und bedauerte er den armen, unschuldigen Sebald, — so nannte er ihn immer — mit dem er nie Verdruß gehabt, aufs innigste, ja mit Thränen, und betheuerte nochmals, diesem habe es nicht gelten sollen; auch sei er bei Hartings Leichnam nicht so erschrocken, als bei Sebalds, bei dessen Anblicke er ausser sich gewesen und in der größten Angst fortgelaufen sei. Uebrigens erzählte er noch, auf welche Art er die Büchse zum zweiten Mal ohne Futter geladen, nämlich also, daß er die Kugel auf die Mündung gesetzt und beide an eine Eiche gestoßen. Weil die Büchse sehr rein gewe-

sen, — versicherte er — so sei die Kugel leicht hinunter gelaufen; er habe das zweite Mal kaum eine Minute geladen. —

In Folge dieses, nach den Hauptumständen sowol mit Heinrichs späterer Aussage, als mit der Ortsbeschaffenheit und den abgelegten Zeugnissen, genau übereinstimmenden Geständnisses, wurde von der Regierung gegen Anton Anstellung der Special-Inquisition anbefohlen, wobei er seine vorigen Bekenntnisse wiederholte. Sowol nach der ersten, als nach der zweiten Vertheidigung, brachte das Urtel Antonen die Hinrichtung mit dem Schwerte und Flechtung seines Körpers aufs Rad, Heinrichen hingegen zweijährige Zuchthausstrafe.

Anton, obwol er nach dem Zeugnisse der ihn besuchenden Geistlichen durchaus nicht zu überzeugen war, an Harting ein Verbrechen verübt zu haben, sondern seine That blos als erlaubte Nothwehr ansah, unterwarf sich der zuerkannten Todesstrafe

willig, ohne um eine dritte Vertheidigung zu bitten. Doch scheint er, hauptsächlich aus Liebe zu den Seinigen, den Wunsch gehegt zu haben, daß sein Körper nicht aufs Rad geflochten werde. Wenigstens stellte dieß sein alter Vater, als den letzten Wunsch seines unglücklichen Sohnes, in einer Bittschrift an die Regierung vor, und bat, nicht um dessen Leben, welches Anton selbst für verwirkt halte, sondern nur um Beerdigung des Körpers.

Dieß Gesuch wurde abgeschlagen, jedoch anbefohlen, daß der aufs Rad gelegte Körper, mit Ausnahme des Kopfs, nach drei Tagen wiederum abgenommen und auf dem Richtplatze eingescharrt werden solle.

Die Hinrichtung ging mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten, ungefähr ein Jahr und vier Monate nach der Verhaftung, vor sich, und Antons Kopf wurde auf einem Hieb mit dem Schwert abgeschlagen. Er

war

war damals beinahe drei und zwanzig Jahr alt.

Sein letzter Wunsch, und das Flehen seiner Aeltern und Schwester sollte — so wollte es das Schicksal — wunderbarer Weise in Erfüllung gehen! Schon am Tage der Hinrichtung meldeten sich zwei Studenten mit einem Zeugnisse des Dechanten der medicinischen Facultät bei dem Amtmanne, und baten um Verabfolgung des Körpers, entweder gleich nach der Hinrichtung, oder nach Ablauf der bestimmten Zeit, an das anatomische Theater. Der Amtmann fand sich wegen des an ihn ergangenen ausdrücklichen Befehls, den Kopf auf dem Rade, und den Körper nach drei Tagen verscharren zu lassen, bewogen, dieß Gesuch abzulehnen.

Allein die Jünger Aesculaps, obschon sie sich dem Anscheine nach bei dieser abschläglichen Antwort beruhigten, waren viel zu eifrig für ihre Kunst, hauptsächlich aber,

wie es scheint, viel zu begierig, Raub- und Mord-Organe zu untersuchen, um ein so trefflicheS Schädel-Exemplar sich entgehen zu lassen. Schon in den Vormittagsstunden des folgenden Tags fiel ein, sie begünstigender Nebel; sie bedienten sich desselben, um mit Hülfe ihres Reisebegleiters, eines ziemlich bekannten Kupferstechers, Antons aufgenagelten Kopf, mittelst einiger in den benachbarten Kalkgruben aufgefundener und von ihnen zusammen gebundener Leitern, dem Hochgerichte zu entreissen.

Zwar sandte der Amtmann wegen dieses Ungebührnisses einen Eilboten an das akademische Gericht und verlangte die Zurücklieferung des Kopfs auf Kosten der wißbegierigen Räuber; zwar beschwerte er sich, da von dort aus nichts erfolgte, bei der höchsten Behörde; allein, da das akademische Gericht nach einiger Zeit antwortete, der in Frage befangene Kopf sei von den

beiden Studenten schon vor Eingang der Beschwerde auf das anatomische Theater abgeliefert und dort zergliedert worden, so hatte es natürlich hiebei sein Bewenden, und Antons des Raubschützen Kopf, ist vielleicht jetzt die größte Zierde irgend eines Schädel-Cabinets!

IV.

Das Lustspiel auf der Treppe.

Ein Scherz.

Personen.

Landrath von Klenke.
Leonore, seine Tochter.
Hannchen, ihr Kammermädchen.
Die Gouvernante.
Fräulein von Rübezahl.
Doctor Miesel.
Lieutenant von Braun.
Lebrecht, ein Schlössergesell.
Elias, der Hausmann.
Ein Aufwärter und andere Nebenpersonen.

Scene: Das Unterhaus eines herrschaftlichen Hauses. Auf der Seite die Hausthür mit einigen Stufen. Eine große gebrochene Treppe mit eisernem Geländer und einem Ruheplatz. Oben die Vorhausthür des ersten Gestocks. Seitwärts des Ruheplatzes, etwas im Schatten, ein Verschlag mit einer Gatterthür. Unter der Treppe einige große Fässer.

Erster Auftritt.

Abenddämmerung und bald völlige Dunkelheit. **Lebrecht** stolpert zur Hausthür herein und verliert dabei einen großen, in Papier geschlagenen Straus.

Lebrecht.

Hop! hop! Was war denn das? Der Einzug, der war schlecht;
Fast wär' ich 'reingeplumpt! — Ich bin hier doch wol recht? —
Die Mädchen könnten auch das Abzieh'n lassen bleiben;
Man hat sich ohnedieß genug herum zu treiben,
Wenn man was Liebes hat.

sich umsehend.

Es ist ein vornehm Haus;
Da muß ich wachsam seyn! — Wo ist denn nun mein Straus?

er kriecht auf der Erde herum und sucht.

Aha! da ist er wol! Ja, ja! da muß er liegen! —

indem er ihn aufhebt.

Das nenn' ich ein Bouquet, man kann's von weitem riechen;
Kann man sie schon nicht seh'n, so wittert man die Pracht!
Wenn Hannchen heute nicht das Herz im Leibe lacht,
Wenn sie nicht zärtlich thut, so — ist sie überwiesen;
So ist sie ungetreu, und ich — muß mich erschießen!
Nun! noch ist's nicht so schlimm. Wenn sie nur kommen thät!
Man sieht ja keinen Stich; gewiß, es ist schon spät!

Die Treppe ist recht schön; ich will mich nä-
her schleichen,
Um, kommt sie oben raus, ihr gleich den
Straus zu reichen.

Zweiter Auftritt.

Lebrecht tappt die Treppe hinan und ist ungefähr bis auf den Absatz. Elias, mit Leiter und Laterne, kommt bei den Fässern hervor, und steigt langsam die Treppe hinan.

Elias

(einen Pfeifenstummel im Mund).

Hm! warlich 's ist fast Nacht.

Lebrecht, vor sich.

Was Geier will denn der?
Wohin versteck' ich mich?

Elias.

Man dächt' es nimmermehr,
Wie bald es dunkel wird.

Lebrecht, vor sich.

Hier steht ein Holzstall offen.

Elias.

Und doch versieht man was, gleich heißt's:
man ist besoffen.
Besoffen, immerhin! ei was? 's ist ja
schon gut!
Kann unser eins davor?

Lebrecht

(macht leise die Gatterthür auf).

Auf, Lebrecht, fasse Muth!

Elias.

Das Bier, der Branntewein, giebt ja dem
Menschen Kräfte,
Und um so richtiger betreibt er sein Ge-
schäfte.
Es war noch heller Tag, als ich schon Oel
eingoß —

Lebrecht, vor sich.

Getrost! ich wag' es drauf! Die Thür hat
ja kein Schloß!

schleicht in den Verschlag und macht die
Gatterthür hinter sich zu.

Elias.

Kann unser eins davor, wenn's dunkel wird
bei Zeiten?
Doch will der Herr par tout die Finsterniß
nicht leiden —

er ist indessen bis auf den Ruheplatz gekommen, legt die Leiter an und zündet die Treppenlampe an.

Nu, nu, 's ist ja schon gut! da brennt's
schon lichterloh!
Herr Landrath; hab' ich heut' auch Heckerling und Stroh
Im Kopf?

nimmt die Leiter und will wieder fort.

Wie ist mir denn? Da hängt ja
gar die Kettel!
Wo hab' ich denn das Schloß? — Ei, du
verwünschter Bettel,
Sei wo du willst! — Was da? nu, macht's
auch keinen Staat,

er nimmt ein Handbeil und Holz aus sei-

nem Schurzfell, hackt einen Pflock und steckt ihn vor die Gatterthür.

Man nimmt, wie beim Coffee, ein kräftig
Surrogat!

mit der Leiter die Treppe hinauf.

Dritter Auftritt.

Lebrecht im Verschlage. **Lieutenant von Braun**, in einem Mantel, zur Hausthür herein.

Lebrecht

(an der Gatterthür rüttelnd).

Verwünschter alter Kerl mit deiner Kupfer-
nase,
O wärst du längst erstickt, am aller ersten
Glase!
Hier steck' ich wie ein Fuchs — recht mei-
ner Kunst zum Trotz
Hält mich kein künstlich Schloß; nein, nur
von Holz ein Klotz! —
Und lasse mich, zum Spott von Meistern
und Gesellen,

Von einem Sägebock, von einem Pfuscher prellen!
Hier steck' ich wie ein Dieb, und wag' es nicht zu schrei'n —

er klettert in die Höhe, daß er mit dem Kopfe über das Gatter sehen kann.

Braun,

durch das Haus und die Treppe hinanschleichend.

O endlich winkt das Glück. Mein Blondchen ist allein!
Der Landrath ist zum Whist, die alte Gouvernante
Ward glücklich noch beschwatzt, und ging allein zur Tante.
Auf war ja das Rouleaux, wie sie mir jüngst versprach!
So zieh' ich denn dem Licht, wie eine Mücke nach;
Zu spät ist's ohnedieß, die Flügel zu verbrennen;
Die brannten lange schon —

Lebrecht, vor sich.

Verwünscht, den sollt' ich kennen!
Ja, ja, ich irre nicht; so nobel er auch geht,
Es ist der Schneider Blank, der mit Gevatter steht;
Und ich, ich kaufe noch, sie dem recht zu staffiren,
Den schönen theuern Straus —

Braun.

Auch glaubt sie meinen Schwüren —

Lebrecht, vor sich.

Sie glaubt?

Braun.

Ja, sie ist mein!

Lebrecht, vor sich.

Wer hätte das gedacht!
O Schlange, Schlange du! Nun, Leben, gute Nacht!

Braun ist indessen bis zu dem Absatz gelangt. Lebrecht zieht den Kopf zurück.

Vierter Auftritt.

Braun. Lebrecht im Verschlage. Die Vorhausthür oben geht auf, und man sieht Hannchen, mit einem Doppelleuchter vorleuchtend, Fräulein Rübezahl und Doctor Miesel [die sich einpacken] nebst einem alten Bedienten, in altmodischer Galalivrei, der eine große Laterne von Gaze und einen Mops trägt, heraustreten. Tief im Sahl stehen Leonore und die Gouvernante.

Fräulein.

Es hat mich sehr geschmerzt, den Landrath
nicht zu finden —

Doctor.

Doch würden Sie gewiß uns beide sehr
verbinden,

Wenn Sie von unserm Glück —

Fräulein zum Bedienten.

Packt doch Mimi hübsch ein,

Ihr alter Taugenichts, ihr seid wie Stock
und Stein!

zu Leonoren und der Gouvernante.

Wir kommen morgen auch vielleicht im Gala-
wagen,
Die frohe Neuigkeit dem Vetter selbst zu
sagen.

Braun,

der schon lange gehorcht hat, vor sich.

Was ist das für ein Lärm?

Fräulein.

Empfiehl uns tausendmal!
Adieu, Adieu, mein Kind! —

Braun, vor sich.

Die Tante Rübezahl!
Die führt der Teufel her!

Doctor.

Viel tausend Complimente!

Braun.

Ihr Herr Curator auch!

schleicht sich die Treppe hinunter und ver-
birgt sich hinter den Fässern.

Fräu-

Fräulein,

schon auf der Treppe zum Doctor, der noch zurück ist.

Nun, machen Sie ein Ende!
Es ist ja noch ein Kind, und wo bleibt der Respect,
Wenn mein Herr Bräutigam die Hand des Nichtchens leckt?

Doctor, ihr den Arm bietend.

Erlauben Sie!

Fräulein.

Schon gut! — Den Landrath möcht' ich sehen;
Der platzt vor Aergerniß! —

Doctor.

So?

Fräulein.

Nun, ich muß gestehen,
Ein so enormes Glück fällt wol ein wenig auf;
Doch bleibt mir's immer frei mit dem Geradekauf
Ein übriges zu thun —

Doctor.

Das wird sich alles geben,
Wenn wir im Ehestand wie ein paar Engel
leben!
Doch alles ist mir gleich, hab' ich nur Herz
und Hand —

er stolpert.

Piano! ho!

Fräulein,

scharf zu Hannchen.

Mein Kind! wo hat sie den
Verstand?
Nur sacht, wie sich's gebührt —

Doctor.

Wir sind ja auf der Treppe!

Fräulein boshaft.

Ja, ja, Sie treten auch mir immer auf
die Schleppe!

Doctor.

Verzeihung, Gnädige!

Fräulein, wie vorhin, lachend.

Das macht Ihr Podagra!

Doctor.

Sie strafen mich zu hart —

Fräulein.

Sind Regenschirme da?

Doctor,

einen aufspannend und ihr darreichend.

Zu dienen!

Da sie sich umgewandt hat, giebt er Hannchen das Trinkgeld und will sie in die Backen kneipen.

Da, mein Kind!

Hannchen.

Ich muß beinah mich schämen!

Fräulein

wendet sich schnell um, und ertappt den Doctor, der schnell zurück fährt. Zu Hannchen:

Allons! Nur nicht geziert! Ich will's! Sie soll es nehmen!

mit dem Doctor und Bedienten ab.

Fünfter Auftritt.

Braun hinter den Fässern. Hannchen an der Hausthür. Lebrecht im Verschlag.

Hannchen.

Drei Kreuze hinterher! Für die ists nicht zu viel;
Die reitet zu Walpurg gewiß den Besenstiel,
Und — ist doch eine Braut! Mein Six! es ist zum Lachen!
Da wird sich unser eins doch wol ganz anders machen!
Nun, nun! kommt Zeit, kommt Rath —

noch einmal aus der Hausthür sehend.

Ist die Xantippe fort?
Sie zankt mit ihrem Herrn an einer Traufe dort!
Hier klebte sie wie Pech, und hing wie eine Klette —

Braun

hervorguckend, vor sich.

Wer Geier ist denn das?

Hannchen.

Bei einem Haare hätte
Sie den Besuch gestört —

Braun, vor sich.

Potz! die ist hübsch und fein!
Das neue Mädchen? Ja!

Hannchen.

Wo muß denn Lebrecht seyn?

sie leuchtet umher und hustet.

Hm! hm!

Braun hustet auch.

Hm! hm!

Lebrecht,

oben, in Katzenton.

Miau, miau!

Hannchen,

nach Braun leuchtend.

Wer ist denn da?

Braun.

Mein schönes Kind! wohnt nicht —

Hannchen, vor sich.

Wie ist mir denn? Ja, ja —

Braun.

Magister Maiwurm hier? er schreibt den
Regenbogen —

Hannchen, vor sich.

Er schlich mir zweimal nach, seitdem ich
hergezogen —

Braun.

Ein Tageblatt!

Hannchen, laut.

Nicht wahr, ein Mann in
staub'gem Rock,
Mit einem Beutelzopf? Der wohnt im sech-
sten Stock!
Sie würden da Trepp' auf sich garstig müs-
sen schmiegen;
Doch, kommen Sie nur mit; ich leuchte mit
Vergnügen!

springt schnell die Treppe voran.

Braun.

O allzu obligeant! Doch, allerliebstes Kind,

Doch, wenn ich bitten darf — Sie sind auch
zu geschwind! —

sie sind unterdessen auf den Absatz der Treppe gekommen und Hannchen bleibt stehen.

Das Hochzeit-Carmen brauch' ich erst in
ein'gen Wochen;
Doch hätt' ich längst schon gern mit Ihnen
was gesprochen —

Lebrecht

erhebt sich leise über das Gatter und guckt vorsichtig darüber heraus.

Hannchen.

Mit mir? Das glaub' ich kaum! da wär' ich
wol zu schlecht —

Braun.

So spricht die Armuth oft! Versteh'n Sie
mich nur recht —

Hannchen.

Ich bin zwar Mädchen hier —

Braun.

Wie schön!

Hannchen.

Doch dabei ehrlich!

Braun.

Nun ja! wer zweifelt dran? doch wär's denn so gefährlich,

Wenn ich ganz im Vertraun —

nimmt sehr artig ihre Hand.

Hannchen.

Gewiß, ich werde roth!

Braun.

So hören Sie doch nur!

Lebrecht, vor sich.

Was tausend sapperlot!

Braun, aufmerksam.

Wie? sprach nicht jemand wo?

Hannchen.

Es müßten Geister scheuchen,

Und diese —

übers Geländer herabsehend, mit Bedeutung, weil sie ungewiß ist, ob nicht Lebrecht sich unten befindet.

thäten klug, bis man sie rief, zu schweigen!

Braun.

Die Liebe führt mich her — Sie kennen sie
doch auch?

Hannchen.

Wie? ich? was denken Sie? Sie schlagen
auf den Strauch;
Gewiß, Sie irren sich; in meinen jungen
Jahren —

Braun,

ihr sanft die Locken streichelnd.

Mit diesem blauen Aug', mit diesen gold-
nen Haaren —

Lebrecht.

O! o! es ist mein Tod!

er wirft in der Wuth einige Blumen nach Hannchen, und verbirgt sich dann wieder.

Braun.

Wie? was? was flog denn da?

Hannchen,

verwundernd die Blumen aufsuchend.

Nein! sehen Sie nur an! Levkoy, Hortensia —

Braun.

So gar bös müssen's doch nicht die Gespenster meinen,
Mit Blumen feuern sie, statt mit Geschirr und Steinen!

Hannchen
hinuntersehend.

Kam's denn von unten rauf?

Braun.

Mir schien's, von oben her!

Hannchen.

Nun, wissen möcht' ich's doch —

Braun neckend.

Wer wol der Amor wär,
Der dieses Felsenherz so schonungsvoll beschossen?

Hannchen.

Ei! es verdrießt mich fast; vielleicht geschah's zum Possen —

Braun.

So kommen Sie geschwind —
will Hannchen die Treppe hinaufziehen.

Lebrecht.

Ich halt's nicht länger aus!

Braun.

Dort spricht es im Verschlag!

Lebrecht schreiend.

He! Hannchen laß mich raus!
Mach auf! geschwind mach auf!

Braun.

Verwünschtes Abenteuer!
Komm, liebes Mädchen, komm —

Lebrecht laut.

Mach auf, sonst schrei' ich Feuer!

Hannchen.

Schweig Lebrecht, oder —

Lebrecht.

Nein! Ich schreie Feuer! Nein!

Braun.

Er wird das ganze Haus uns noch zusammen schrei'n!

Lebrecht

immer am Gatter rüttelnd.

Das will ich auch! Ja, ja!

Hannchen,

die den Pflock nicht gleich aufbringen kann.

So schweig doch, mir zu Liebe —

Lebrecht immer lauter.

Nein! nein!

Braun.

So schrei' ich mit! He! Diebe!
Diebe! Diebe!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Ein alter Aufwärter, in einer Hand einen Flaschenkorb, in der andern ein Austerbret, ist schon früher durch die Hausthür eingetreten. Elias von oben zurückkommend.

Aufwärter,

mit dumpfer, keuchender Stimme.

Wo brennt es denn?

Lebrecht laut.

Hier! hier!

Elias.

Wo ist das Teufelszeug?

Braun.

Hier! hier!

Aufwärter.

Wo raucht es denn?

Elias.

Halt an! Ich komme gleich!

ist nun auf den Absatz gekommen und packt den Aufwärter an.

Wart! wart! vertrackter Kerl! Du willst uns
Wein hier mausen,
Und Austern?

Aufwärter.

Ne doch! ne! ihr sollt das hier
ja schmausen —!

Elias.

So schleppst du es nicht fort?

Aufwärter.

Ne doch! Ich bring's gebracht!

Elias.

Nu, nu, 's ist ja schon gut! Das hast du
klug gemacht —

Aufwärter.

Der Landrath schickt's —

Elias.

Trag's nauf! — Nu, wer hat
denn gestohlen?

Hannchen hat indessen aufgemacht und Lebrecht sucht sich fortzuschleichen.

Aufwärter, schon in der Höhe.

Dort lassen sie ihn raus!

Elias, Lebrecht packend.

Gleich lass' ich Wache holen!

Halt! halt! Ei welche Faust! Doch bleib
nur hier Patron!

Gewiß, du bist ein Schmidt; man fühlt's
am Griffe schon —

Lebrecht.

Laß los, du altes Faß! Du Schaaf, ich bin
ein Schlösser!

Elias.

So! so! 's ist ja schon gut; da stiehlt sich's
um so besser!

Wo ist das Dietrichsbund?

Lebrecht

hat seinen Hammer gezogen.

Ich sag's zum letztenmal:
Laß los, sonst —

Elias

nimmt sein Beil.

Nein! du mußt zum Policeifiscal!

Braun.

Still, Alter! hab' Verstand!

Hannchen bittend.

Elias! laß dich rühren!
Und höre —

Elias.

Papelpap! du willst mich wol
verführen?
Nu, nu, 's ist ja schon gut!

Braun.

Still, Hausmann, auf mein Wort!
Hier, Alter, hast du Geld, und nunmehr —
pack dich fort!
Es war ein Irrthum hier; es giebt hier
keine Diebe —

Hannchen.

Der gute, brave Mensch kommt manchmal mir zu Liebe —

Elias.

So? — nun! die Mädchen steh'n nicht unter meiner Huth;

zu Braun.

Ich trinke auf Ihr Wohl! He! he! 's ist ja schon gut!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen ohne Elias.

Hannchen.

Sprich, Lebrecht, bist du bös?

Lebrecht, sich herumdrehend.

Ich mag von dir nichts wissen!

Hannchen.

Du bracht'st wol mein Bouquet?

Lebrecht.

Vor Wuth hab ich's zerrissen!

zerrupft vollends den Straus und wirft ihn Hannchen vor die Füße.

O ich

O ich bin nicht so dumm, so schlau du dich verstellst;
Ich kaufe nicht den Straus, das du — dem Herrn gefällst!

Hannchen seine Hand nehmend.

Nein! sprich, bist du verwirrt?

Lebrecht.

Geh hin, zum Herrn Gevatter!

Braun, den Mantel öffnend.

Was? ich?

Lebrecht.

Ein Officier!

Hannchen,

auf den Verschlag zeigend.

Freund, du gehörst ins Gatter!

Braun.

Es ist ein Irrthum hier; er hört es ja, mein Freund!
Wie er die Sache denkt, so war es nicht gemeint;
Die Liebe führt mich her — zu Fräulein Leonoren —

Hannchen, vor sich.

So? so?

Braun.

Doch hat das Glück sich gegen uns
verschworen;
Der Vater giebt's nicht zu, weil mich die
Tante haßt.
Drum wird von Zeit zu Zeit ein Stünd-
chen abgepaßt;
Halb offen das Rouleaux ist stets ein gutes
Zeichen —

Hannchen.

Die Tante wollte heut' gar nicht vom Fen-
ster weichen;
Das Fräulein zog umsonst von weitem an
der Schnur.

Braun.

Drum stand das Fenster auf? Entzückt
folgt' ich der Spur,
Und fand die Kleine hier, die kürzlich an-
gezogen.

Hm! dacht' ich, wäre Sie ein wenig dir gewogen,

er faßt höflich Hannchens Hand.

So zeigte sich für dich ein neuer Hofnungsstern!

Lebrecht,

Hannchen ein wenig wegschiebend.

Nun sie versteht es schon! –

Braun.

Nicht wahr, du thust das gern?

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Leonore, oben aus der Thür tretend.

Leonore.

Wo bleibt das Mädchen denn? die Vorhausthür steht offen —

Braun zu Hannchen.

Du liebst ja, liebst ja auch! Sieh! hatt' ich's nicht getroffen?

Leonore,

einige Stufen leise herab.

Was hör' ich? Das ist Braun! Kaum daß
ein hübsch Gesicht
In meine Dienste zieht —

Braun.

Nicht? du verräthst mich nicht?

Hannchen,

Leonoren gewahr werdend.

Das Fräulein!

Braun, einige Stufen hinauf eilend.

Welch ein Glück!

Leonore empfindlich.

Ich will sie nicht geniren —

Braun.

Das Mädchen sollte ja mich nur zu Ihnen
führen;
Der Fenstertelegraph —

Leonore.

Ach ja! die Tante stand
Bis Lichtanzünden dort und kniff stets meine
Hand —

Braun zärtlich.

So lassen Sie uns denn den schönen Zufall
nutzen,
Der — dich hierher geführt!

Leonore.

Du sollst mich ja nicht dutzen!

Braun.

Die Zeit ist viel zu kurz zu jenem kalten Wort,
Zum Sie —

Leonore.

Du Bösewicht! — Ja, wol! Ich
muß gleich fort —

Braun.

Zu Worten überhaupt, doch weniger zu
Küssen!

Leonore

sich weigernd.

Nein, nein, mein guter Braun! — o pfui!
das nenn' ich: Müssen!

Braun.

Nun wol! du zwingst mich ja! So gieb mir
ohne Muß —

Wie selten seh' ich dich! — freiwillig einen
Kuß!
Ja, ja, du liebst mich doch, troz der verwünschten Tante —

Leonore.

Die ist jetzt Braut —

Braun.

Wie? was!

Hannchen, schreiend.

O weh! die Gouvernante!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Die Gouvernante in der Vorhausthür, eine Brille auf der Nase, ein Licht mit Schirm in der Hand.

Gouvernante.

Das ist ein Leben hier! Geöfnet Thür und
Thor!
Ich selber komme mir wie Lady Mackbeth vor,

Und schreie: Mon enfant! wie sie: zu Bett!
zu Bette!
Es thäte warlich Noth, daß man zwölf Augen hätte!

Leonore.

Mein Gott! wo flieh'n wir hin?

Gouvernante.

Das ganze Haus steht leer!

Braun.

Sie sah uns wol noch nicht!

Leonore.

'Nauf komm' ich nimmermehr,
So lang sie spionirt!

Braun ihr die Hand bietend.

So wird herabgegangen!

sie gehn herunter. Auch Hannchen und Lebrecht folgen.

Leonore stutzend.

Was für Getös?

Hannchen, schreien.

Der Herr! —

Leonore.

O Gott! wir sind gefangen!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Eine Portechaise ist schon einige Augenblicke herein. Der Landrath steigt aus.

Landrath,

hastig herauf.

Hier ist's ja recht frequent!

Braun erkennend.

Ei! sind Sie denn schon da,
Mein lieber guter Braun?

Braun.

Herr Landrath! wie —? o ja!
O nein!

Landrath.

Sie haben doch mein Briefchen lesen können?
Ich schrieb's in Zorn und Eil —

Braun.

O ja! — Wenn Sie vergönnen,
Daß ich — —

Landrath.

Sie wundern Sich? Sie wundern
Sich? Nicht wahr?
Nun ja, es kam auch schnell, es ging recht
wunderbar —

Braun.

O, wenn ich bitten darf —

Landrath.

Ei was? die alte Tante —
Mein Aerger kehrt zurück — die nächste An-
verwandte,
Das Fräulein Rübezahl, das immer Sie
gehaßt,
Heirathet noch, und hat ein Testament
verfaßt —
Dem Doctor ist's geglückt, die Närrin zu
beschwatzen;
Er trug den feisten Mops und spielte mit
den Katzen —
Mein Mädchen wird enterbt —

Leonore.

Ja, Väterchen, sie war
Vor kurzem selber da —

Landrath.

Mir sagt' es der Notar;
Vor Zorne schwur ich gleich — sonst hätt' ich's wol verschoben —
Der Tante zum Affront euch heute zu verloben!

Braun.

Ein himmlischer Entschluß!

Leonore.

Ein göttlicher Papa!

Landrath.

Nun, macht mich nur nicht weich hier auf der Treppe — Na!
Sie nehmen doch vorlieb mit einem Austerteller —
Ich nahm gleich alles selbst in Pusinelli's Keller —
Wenn Leonorens Hand den Vater Rhein credenzt?

Braun.

Ich bin so überrascht —

Leonore.

In meinem Auge glänzt

Mein Dank!

Landrath.

Nun kommt, und küßt und trinkt,

und laßt mich lachen —

Gouvernante,

welche zugehorcht hat, breitet ihnen von oben die Hände entgegen und schreit:

Ma chere! viel tausend Glück!

Braun und Leonore gehen Arm in Arm die Treppe hinauf.

Hannchen,

Lebrecht die Hand bietend.

Du! woll'n wir's auch so machen?

Lebrecht schlägt ein, und der Vorhang fällt.

V.

Das Votiv=Bild.

I. *)

Benedetto an Hippolyta, Italienische Nonne.

Opfert Eurem Heiligen eine gemalte Kerze, Ihr, meine Heilige! Das seid Ihr, und wollt Ihr mich deshalb ruchlos nennen, so klagt Euch Selbst an, daß Ihr mir oft in himmlischen Gesichten also erscheint!

Aber opfert nur, und denkt zuweilen meiner, wenn Ihr vor den Altären kniet! Endlich, endlich sind wir auf sicherer Spur!

O meine Freundin, meine geliebte Schwester! Ich will nicht klagen, daß mir

*) In der Urschrift italienisch.

das Schicksal selbst die Hoffnung entriß, gelingt es nur, Etwas für Euch zu thun!

Lebt wohl, schöne Himmelsbraut, und denkt meiner in Euren Gebeten!

2.

Hilmar an Hugo.

Ihr werdet Euch wundern, guter Alter, daß ich, statt selbst an Eure Thür zu klopfen, diesen Brief sende, und abermals Geld verlange. Allein, es muß also seyn, weil ich noch länger hier zu weilen gesonnen bin, und der köstliche Rubin, der mir für das Bildniß der schönen Mathilde von ihrem fürstlichen Liebhaber verehrt ward, bei einem ehrsamen Israeliten in guter Verwahrung steht.

Wie dieß gekommen, will ich Euch nicht verhehlen, und hoffe, es werde die Begebenheit,

heit, in welche ich anitzt verwickelt worden, so sonderbar sie begonnen, weniger traurig ausgehen, als ... Ihr wißt ja wol, welche ich meine!

An demselben Tage, welcher hier mein letzter seyn sollte, luden mich meine Freunde und guten Gesellen zum Valet und Recompens ... denn Ihr müßt wissen, daß ich die von Euch mit Seufzern eingepackten Geldsäcklein nicht blos auf eigne Hand vergeudet ... in die goldne Traube. Ihr kennt ja die Wirthshäuser noch von ehemals, da ihr noch nicht die reiche Barbara gefreit hattet, und als ein lockerer Virtuos leicht und lustig durch die Welt zogt; sonst wollt' ich Euch sagen, daß es hier: Est, est, est! heißet. Die vier Töchter des Wirths, welchen zu Lieb' und Ehr' das Haus auch zu den vier Jungfrauen genannt wird, sind hochstämmige, reichbegabte und rasche Dirnen, und weil der Vater unsre Compagnie für gar ehrbar hielt, so auch wacker

einschenken ließ, drückte er dießmal ein Auge zu ... der arme Schelm hat ein einziges, wie der schönste Cyclop ... und verstattete seinen Mägdlein, sich mit uns zu ergötzen.

Ihr könnt leicht glauben, daß nun ein Jeglicher den morgenden Tag für sich selbst sorgen ließ. Die Geiger und Pfeifer mußten bald die Batzen in ihre Mützen schütten; die Schenkjungen, so auch nicht leer ausgehen mochten, brachten uns Sträußer von Thymian, wie auch Reben- und Rautenkränzlein, und zuletzt verlangten etliche der Gesellen von mir zum Kehraus den Todtentanz *).

Aber mir grauste, lieber Hugo! da mir der Stoßdegen gereicht ward. Ich schlug es

*) Eine Art Ballets, (dessen Andenken mit unsern Vätern fast erloschen ist) wobei zwei Vortänzer mit bloßen Degen fochten, und einer derselben zuletzt erlegt, und zu Grabe getragen ward. Es wäre zu untersuchen, ob Holbein und seine Nachfolger die Idee zu diesem Tanze an die Hand gegeben oder die ihrigen von ihm entlehnt haben?

rund aus, und konnte nun nimmer wieder so fröhlich werden, als zuvor.

Nach Mitternacht hatten auch unsere Tanz-Jungfern ... ich will hoffen, in Züchten und Ehren ... sich davon geschlichen; die Lichter brannten herunter, und einer nach dem andern, zum Theil mit schwerem Haupte, stahl sich nach Hause. Ich und Braak, sonst auch der Fiedler genannt, waren von den letzten.

Da wir aus dem Gasthaus traten, sah ich in der Halle einen feinen Burschen, der, schier bis an die Augen in den Mantel vermummt, sich dicht an die Mauer drückte, als wollt' er sich verbergen. Ich achtete sein aber wenig, zumal der Geist des Weines Alles im Ring mit mir herumdrehte. Die Nacht war gar dunkel, regnicht und kalt, und wir ließen einen Diener mit der Fackel vorangehen. Aber so unfreundlich der Wind schnitt, so pausirte doch der dicke Niederländer vor einem Hause, und

brachte auf seiner Gambe, die er zu allen Gelagen mit sich schleppt, dem Liebchen ein Ständlein. Ich war von Herzen vergnügt, da wir ihn endlich abgesetzt hatten, und befahl dem Kellner, zu eilen.

Alsbald schritt der Knabe, der von weitem gefolgt war, schnell auf uns zu, als wollt' er mich ansprechen. Ich kam ihm aber zuvor, und der Diener leuchtete ihm unter den Hut. Da schien der Jüngling gar furchtsam und blöde; doch antwortete er in fremder Mundart: „Seid Ihr auf guten Wegen, so laßt mich mitgehen!"

Es ist verwünscht, wenn einem bei halber Trunkenheit einmal ein finstrer Gedanke erregt worden; obwol ich von Wein glühte, so ward mir doch augenblicks kühl ums Herz ... Daß ich aufrichtig gegen Euch bin, der Rothmantel stand in diesem Augenblick drohend vor mir!

Ich faßte mich jedoch schnell, und hieß den Jüngling getrost folgen, und da ich

spottend sprach: „Ging ich zum Mädchen, schöner Bube! ich hieß dich nicht mitgehen!“ ... da war der Geist auch wieder verschwunden.

„Bewahret Eure Zunge, Herr!“ ... ergegnete der Knabe ernst ... „der Mensch kennt nur seinen Ausgang!“ ... Dann ward er wieder geschmeidiger, und forschte, wo ich wohne?

Als ich nun das Gasthaus zum Eichhorn nannte, da wußt' er dahin Bescheid, schlug das Gewand aus einander, daß ich seine saubere Kleidung und rechtes Seraphs-Antlitz gewahren konnte, und nahm alsbald dem Kellner die Pechfackel ab. Ich ließ ihm den Willen, und sandte den Diener heim.

So wandelte denn der schöne Knabe mit dem Windlicht tapfer voran, und dünkete mir zuweilen ein guter Engel, der mich auf Wegen und Stegen durch die Finsterniß leite. Er schauete sich zuweilen, wie zwei-

selhaft, nach mir um, und als er in der Ferne einen Schaarwächter gewahrte, schritt er ausbeugend schneller. Wir gelangten über einen Kirchplatz und durch enge Gäßlein, und als ich ihm endlich zurief, wir seien verirrt, konnte ers, obwol bang werdend, nicht läugnen. Er entschuldigte sich aber, sintemal er erst seit einem Monat mit Vater und Schwester hier angekommen sei, und mit uns zu gehen gewünscht habe, weil er sich in der stockfinstern Nacht allein gefürchtet; auch sei seine Wohnung nicht mehr abgelegen.

Ich hieß ihn also, weil er auch einer Schwester gedachte, und ich einigen, obwol nicht widerwärtigen, Verdacht schöpfte, mich mit dahin nehmen, und er erwiderte gar wunderbar freundlich, das habe er eben gemeint.

Also kamen wir nach kurzer Weile an ein kleines, unweit der Ringmauer gelegenes Haus. Er löschte die Fackel aus und

klopfte leise an; dann reichte er mir die Hand, um mich die Stufen hinanzuführen, und die Thür ward aufgethan.

Aber, lieber Hugo! ich habe Euch anheute ein so vieles geschrieben, daß ich lieber das ganze Abenteuer mit dem Zeichenstift hätte abreißen wollen. Dennoch habt Ihr anjezt nur den Anfang, und seid Ihr auf ein weiteres begierig, so sendet mir eiligst Geld, solltet Ihr auch mein väterlich Erbe noch höher verpfänden müssen. Ich führe allhier noch immer den Namen Helmold; bevor ich von Euch kein Geld erhalte, setze ich keine Feder wieder an. Wonach sich zu achten, guter Freund!

3.

Derselbe an Denselben.

Euch sollte man zu des Römischen Reichs Sekkelmeister erkühren, wackerer Hugo! Ihr seid ein trefflicher Filz mit Gelde, auch wenn es nicht Euer ist, und ein Prasser mit Verweisen und guten Lehren! Weil Ihr mir jedoch die einen nicht ohne das andere gesandt, mithin die Pillen liebreich vergoldet habt, so bekenne ich hiermit von beiden richtigen Eingang, und erfülle Euer Verlangen, von meinen sonderbaren Begegnissen ein Mehreres zu berichten.

Mein geheimnißvoller Leibjunker ließ mich alsbald in ein Stüblein treten, das nur durch ein Lämpchen erleuchtet ward, und ging schweigend fort. Das Getäfel der Decke war niedrig, doch Alles gar säuberlich, und ein feines, mit buntem Teppich behangenes Bett versetzte mich in frohe, seltsame Ahnungen. Doch ward mir in kurzem die

Einsamkeit zuwider; ich warf mich in einen Sessel und schloß vor Müdigkeit die Augen.

Da hörte ich im Nebengemach starke Schritte und ein abgebrochenes Flüstern; an einem Thürfensterchen zeigte sich von Zeit zu Zeit, wiewol undeutlich, ein lauschender Kopf.

Ich horchte nun scharf auf, und vernahm in welscher Sprache einige Worte, ungefähr des Inhalts: „Er schläft, warlich, er schläft! ... Gieb mir den Dolch, Benedetto! ... Verschließ erst die Hausthür! ...

Ihr mögt Selbst ermessen, wie mir zu Muthe ward! Ich glaubte mich in einer Mörder- und Diebshöle zu befinden, einsam, ohne Waffen, nur einen Rebenkranz noch in der Hand ... alle Schläfrigkeit, jede Spur meines Rausches, war augenblicks verschwunden, und ich faßte den Entschluß, mein Leben wenigstens theuer zu verkaufen.

Denket Euch aber meine Verwunderung, als sich die Thür öffnete und ein wunderschönes, sittiges Fräulein heraustrat, jenem Jünglinge an Alter, Größe und Bildung ziemlich gleich. Ihre Hand schien unter dem Gewande allerdings einen Dolch zu verbergen; doch bewegte sich in stillem Entzücken mein ganzes Herz, und ich sprach zu mir selbst: „Das ist nicht die Gestalt einer freien Dirne, weniger einer Mörderin!"

Das liebreizende Fräulein aber näherte sich mir ängstlich, und redete mich verlegen an: „Begebt Euch weg von hier, Signor! Es ist nicht gut, daß Ihr hier seid!"

Ihre Stimme, ihr unsicheres Auge, das unruhige Wallen ihrer Brust, zeigte mir gnugsam, ich sei in Gefahr. Ich ergriff freundlich ihre Hand und frug: „Wohin wollt Ihr, daß ich gehe?"

„Hier, hier heraus!" ... antwortete sie, und öffnete leise den Fensterladen ... „Die Thür möchte besetzt seyn ... Geht, um aller

Heiligen willen! ... schweigt von allem, und kehrt nimmer wieder ..."

Ich setzte ohne langes Ueberlegen durchs Fenster, und hörte sie, da ich einen guten Vorsprung gewonnen, jemand zu Hülfe rufen.

Der Morgen fing bereits an zu dämmern. Ich strich hin und her, und fand, da ich immer auf die Thurmspitze der Hauptkirche lossteuerte, endlich, wiewol erstarrt und ermüdet, meine Herberge.

Gott befohlen denn für heute, lieber Hugo!

* * *

Da der Brief erst übermorgen abgeht; so sollt Ihr einstweilen wenigstens so viel erfahren, als ich selbst weiß.

Als ich mich von dieser Nachtschwärmerei ein wenig erholt hatte, zogen mancherlei Gedanken durch meinen Kopf. Die Todesgefahr, welcher ich durch das edle Fräulein

glücklich entronnen, hätte mich füglich bewegen sollen, eiligst die Stadt zu verlassen; allein das Bild der Retterin ließ mich nicht an den Abschied denken. Vielmehr kannte ich weder Ruhe noch Rast, bis ich ein mehreres von ihr erkundet, hielt mich des Tages vor meinen Bekannten, so mich abgereist glaubten, verborgen, und begab mich, wenn es dunkelte, wiewol immer bewaffnet, auf die Straßen, um jenes verdächtige Haus an der Mauer aufzusuchen. Allein dieß wollte mir, ob ich gleich späterhin auch am Tage die Gegend durchstrich, nicht nach Wunsche gelingen, weil ich des Nachts, bei der schnellen Flucht, den Weg nicht in Obacht genommen. Endlich hatte ich jedoch meines Bedünkens ein ähnliches Haus, dessen Thür und Läden immer verschlossen blieben, wirklich ausgespürt; allein ich blieb noch im Zweifel, zumalen ich einst des Abends zwei Patres von den Minoriten hineingehen sah.

Nach dreien Tagen hatte ich mich eines Morgens auf den Weg gemacht und gelangte auf einen freien Platz, wo die Gärtner und Gemüshändler ihren Markt halten. Es befindet sich daselbst ein künstlicher Springbrunnen, ringsum mit einer Orangerie und Aloestauden besetzt, der wegen der vergüldeten Standbilder und Schnitzwerks gemeiniglich der güldene genannt wird, und da es sehr anmuthig und lustig hier zu wandeln, so kommen gegen Mittag die ehrbaren Frauen, um sich an dem angenehmen Geruch der Bäume und dem Anblick der Kräuter und Früchte zu ergötzen. Als ich nun einigemal durch die Reihen der Verkäufer auf und abwandelte, da entdeckte ich mit frohem Erschrecken den schönen Knaben, dessen sich jene, welche dem Scheine nach Uebles mit mir im Sinne gehabt, als Lockfinkens bedienet, und der anjetzt ungescheut bei einer Händlerin stand. Ich drückte den Hut tief in die Augen, näherte mich, ohne

daß er meiner gewahrte, durchs Gedräng, und hörte, wie er einen hohen Korb mit Blumen kaufte und dem Gärtnerbuben übergab, um ihn vor die Jungfrau im schwarzen Schleier zu stellen, die auf den Stufen des Brunnens sitze. Da sah ich in die Höhe ... o lieber, treuer Hugo! rufet Euch eure Jugend zurück ... Sie war es selbst, sie selbst war es, die, zu den blauen Lüften liebend aufblickend, hier am Brunnen im spielenden Sonnenschein saß!

Der falsche Jüngling ging noch weiter umher, wie es schien, um sich auch die Früchte zu besehen; ich aber eilte dem Gärtnerburschen nach, und verbarg mich hinter dem Muschelwerk und Tritonen. Hier weilt' ich wie ein Betender ... mein Auge konnte sich nicht sättigen. Sie hatte den Schleier ein wenig aus dem Gesicht geschlagen, und schien fast krankhaft blaß ... doch ... o wenn je Boten des Himmels den Menschen er

scheinen, so nahten sie der Erde in dieser Reinheit, in dieser Verklärung! ...

Lieber Hugo! könnt' ich je ein, ihr ähnliches Bild meinem Innern entwenden! ... doch, so ich nicht irre, sandt' ich Euch einstmals das Conterfei der schönen Valenzianerin ... ja, ich besinne mich deutlich; Ihr antwortetet mir noch, müsse man einmal sündigen, so solle mans wenigstens um diese! ... Denkt Euch denn dieselben flehenden, gebietenden, allmächtigen Augen, denselben niedlichen Mund, dasselbe liebreizende Lächeln, aber hellbraune Madonnen-Locken statt jener brennend schwarzen, statt der reifenden Weiblichkeit die erste Blüte der Jungfrau, statt des Blicks einer liebäugelnden Venus, den einer auf den Fittigen der Musik gen Himmel schwebenden Frommen, statt des Ausdrucks wollüstigen Begehrens, den der stillen Verzichtung auf irdische Freuden ... nein! wenn Ihr Euch nicht ein Gebild denkt, das man nicht sehen kann,

ohne es anzubeten, so habt Ihr nicht den Schatten einmal!

Freundlich, mit schmachtenden Augen, bückte sie sich jetzt zu den vor ihr blühenden Blumen. Hingerissen von dieser Holdseligkeit, trat ich vor sie, zeigte auf den Korb und sprach: „Gebt mir ein Andenken, Holdeste, an die Stunde, wo ich Euch zuerst sah!“

Sie fuhr zusammen; ihr Gesicht verwandelte sich; sie schöpfte tief Athem ... „Gebt mir ein Andenken an meinen Schutzengel!“ ... wiederholte ich dringender. Da schaute sie furchtsam um sich und zog aus den Carthäusernelken, Rosen und andern Sommerblumen eine Feuerlilie ... „Nehmt denn Signor!“ ... sprach sie leise, doch bedeutend ... „Es ist die Blume des Zorns. Eine andre darf ich Euch nicht geben ... Nehmt, und verlaßt mich!“

„Womit könnt' ich Euch erzürnen?“ ... fragte ich sanft bittend, und schlug dieß Geschenk

schenk aus ... „Euch, die ich nimmer gesehen?“

Sie winkte mit der Hand und warf mir einen flehenden Blick zu; ich sah mich um, und eben trat jener Jüngling aus dem Volke.

Da ich mich nun eilig wieder hinter den Brunnen begeben hatte, kam jener freundlich herbei, sprach ihr in welscher Sprache Trost zu, und bat auf das flehentlichste, ihrer Gesundheit zu schonen und sich nicht allzusehr niederbeugen zu lassen ... Der Jüngling war bis zum Weinen bewegt ... O ihr hättet ihn hören sollen; Ihr würdet, wie ich, ihm alle Sünden vergeben!

Sodann nahm der Knabe den Korb, und führte die Reizende fort. Ich folgte von weitem, und sah nun, daß ich mich in dem Hause doch nicht getäuscht hatte.

O mein Freund! Wer ist dieser Knabe? Und wodurch erzürnte ich nicht allein ihn, wodurch auch sie, die Himmlische, Sanfte?

4.

Derselbe an Denselben.

Ich habe eine schreckliche Nacht verlebt, treuer Alter! Was wird, was soll aus mir werden?

Ich begab mich gestern in der Dämmerung wieder nach der Wohnung meiner geliebten Feinde; die Fenster waren geöffnet, aber tief verhängt. Man trug einen Sarg und Leichengeräth in das Haus. Keiner der Träger konnte mir etwas Näheres sagen ...

Mußte ich das Schönste auf Erden nur darum finden, um es vergehen zu sehn? ... Vergehen ... ach vergangen nun schon! ... verblüht die schönste Rose der Erde!

Unruhe und Angst treibt mich rastlos umher. Ich muß fort ... noch einmal muß ich sie sehen, und sollt' ich zu ihr in die Gruft hinabsteigen!

5. *)

Benedetto an Hippolyta.

Das Unglück folgt uns in diesem verwünschten Lande auf dem Fuße, meine theure, geliebte Hippolyta! War es nicht genug, daß der ehrwürdige Vincenzo als Greis das schöne Vaterland mit dem Rükken ansah und unter diesem rauhen Himmelsstriche alle Beschwerden des Alters und der Krankheit doppelt empfand; mußte ihm auch noch der Anblick der Rache entzogen werden, dem er so nahe war? ... mußte er sterben, da der Verruchte noch lebt?

Ihr müßt alles wissen, holde Schwester! Krank kam der Vater mit uns hieher, wurde bettlägrig und von Tage zu Tage schwächer; ich tröstete mich in trüben Stunden nur damit, die Vorsicht habe mich zum Werkzeuge der Rache erkohren! In der That glückte

*) aus dem Italienischen.

es mir, den Bewußten noch gerade zur rechten Zeit, in derselben Nacht, ehe er abreisen wollte, in meine Hand zu bekommen; sein böses Schicksal führte ihn in meine Höle. Schon eilte ich mit kaum verhehltem Jauchzen an das Bett des Vaters; schon hoffte ich, durch diese Nachricht alle seine Lebensgeister zu wecken, da ... denkt Euch mein Erschrecken, holde Hippolyta! der treffliche Vincenzo hatte während meiner Abwesenheit die Sprache verloren, und lag wie im Sterben!

Ich faßte seine erkaltende Hand ... „Laß uns sein Gelübd lösen;“ ... sprach ich zu Cornelien ... „sind wir gleich schwächer, so sind wir ja zwei gegen einen ... Laß den Vater beruhigt scheiden!“ ... Die Schwester willigte endlich ein, hieß mich die Hausthür verriegeln, und ... ließ den Feind entfliehen!

Ja, ich bleibe dabei, sie ist nicht schuldlos, wie sie sich auch rechtfertigen mag! Zu

weich ist die Seele des Mädchens für eine männliche That; immer hat sie dem Vater angelegen, den Gedanken aufzugeben, und ... wenn wir vormals Briefe erhielten, wie feurig erhob sie immer den wackern, fröhlichen Deutschen! wie konnte sie nimmer gnug von ihm hören!

Der Vater erholte sich zwar mit Anbruch des Morgens ein wenig; zwei ganzer Tage schien seine starke Natur mit dem Tode zu kämpfen, doch endlich erlag sie. Seit gestern ruht der Edle im geweihten Boden ...

Fahre denn wohl, edler Schatten! und beruhige dich ... Du hast einen Sohn hinterlassen, und war auch deine Zunge im Tode gelähmt, so hat doch dein starres brechendes Auge mich zum Erben des Zornes ernannt! ... Für dich und Hippolyta!

Lebt wohl, meine Schwester, meine Heilige, und bleibt meine Vorbitterin bei Gott!

6.

Hilmar an Hugo.

Ich sandte Euch meinen letzten Brief in halber Verzweiflung; allein der Himmel scheint es besser mit mir im Sinne zu haben, als ichs hoffte.

Meine Besorgniß um die kranke Cornelia ... Ich habe Euch wol schon gemeldet, daß die Herrliche also heißt ... trieb mich wieder nach ihrem Hause. Ein Leichenzug, dem der verrätherische fremde Jüngling in tiefer Trauer voranging, schwankte mir entgegen. Doch, als ich mich bei einem der Leidträger erkundigte, erfuhr ich, der Verstorbene sei ein alter Italiener, des Knaben Vater ... also auch ihr Vater, Hugo!

Ich ging nun mit der Leiche zur Kirche der Minoriten, und als der Sarg vor dem Altar geöffnet ward, erfüllten die Züge des Todten meine Seele mit schauderhafter Verehrung. Seine Stirn schien so eisern, seine

Augbrauen so drohend, sein ganzes Gesicht so trüb und düster ... käm es mir jemals bei, das Urtheil des Brutus zu malen, ich würde um das Antlitz des strengen Vaters wenig verlegen seyn!

Späterhin habe ich denn erkundschaftet, der Verstorbene stamme aus einem alten edlen Geschlecht, und sei schon seit einigen Jahren, ohne festen Aufenthalt, in Deutschland von Orte zu Ort gezogen. Ein Mord soll die Ursache seiner Entfernung aus Italien seyn; doch weiß Niemand etwas genaues. Cornelia und Benedetto sind Zwillingsgeschwister ...

Bis hieher, liebster Hugo, werdet Ihr so ziemlich alles fein ordentlich finden; aber sonderbar wird es Euch dünken, daß dieser Benedetto, obschon er nach dem, was zwischen uns vorgegangen, nicht Ursache hat, sich von mir Gutes zu versehen, dennoch mich wieder aufgesucht und sich mir gleichsam freiwillig gestellt hat.

6.

Hilmar an Hugo.

Ich sandte Euch meinen letzten Brief in halber Verzweiflung; allein der Himmel scheint es besser mit mir im Sinne zu haben, als ichs hoffte.

Meine Besorgniß um die kranke Cornelia ... Ich habe Euch wol schon gemeldet, daß die Herrliche also heißt ... trieb mich wieder nach ihrem Hause. Ein Leichenzug, dem der verrätherische fremde Jüngling in tiefer Trauer voranging, schwankte mir entgegen. Doch, als ich mich bei einem der Leidträger erkundigte, erfuhr ich, der Verstorbene sei ein alter Italiener, des Knaben Vater ... also auch i h r Vater, Hugo!

Ich ging nun mit der Leiche zur Kirche der Minoriten, und als der Sarg vor dem Altar geöffnet ward, erfüllten die Züge des Todten meine Seele mit schauderhafter Verehrung. Seine Stirn schien so eisern, seine

Augbrauen so drohend, sein ganzes Gesicht so trüb und düster ... käm es mir jemals bei, das Urtheil des Brutus zu malen, ich würde um das Antlitz des strengen Vaters wenig verlegen seyn!

Späterhin habe ich denn erkundschaftet, der Verstorbene stamme aus einem alten edlen Geschlecht, und sei schon seit einigen Jahren, ohne festen Aufenthalt, in Deutschland von Orte zu Ort gezogen. Ein Mord soll die Ursache seiner Entfernung aus Italien seyn; doch weiß Niemand etwas genaues. Cornelia und Benedetto sind Zwillingsgeschwister ...

Bis hieher, liebster Hugo, werdet Ihr so ziemlich alles fein ordentlich finden; aber sonderbar wird es Euch dünken, daß dieser Benedetto, obschon er nach dem, was zwischen uns vorgegangen, nicht Ursache hat, sich von mir Gutes zu versehen, dennoch mich wieder aufgesucht und sich mir gleichsam freiwillig gestellt hat.

Und dennoch ists also! Denkt, gestern als ich kaum aufgestanden war und eben ein wenig zeichnete, trat der sonderbare Jüngling schleichend in mein Zimmer ... „Wollt ihr mir wieder leuchten, Junker?“ ... rief ich ihm etwas barsch, laut lachend, entgegen.

Es war schier kein Wunder, daß er bei dieser harten Anrede ein wenig zurückwich und erblaßte ... „Verzeiht, Herr!“ ... stammelte er verlegen ... „mein Herz erlaubt mir nicht, bei Euch noch länger verdächtig zu erscheinen. Ich komme, um Euch Abbitte zu leisten, und, so Ihr das gestatten wollt, Red' und Antwort zu geben!“

„Laßt denn hören!“ ... erwiderte ich, weil ichs ihm doch nicht gänzlich vergessen konnte, mit beleidigender Kälte, und zeichnete gleichgültig fort. Da eröffnete er mir mit immer abnehmender Schüchternheit und steigender Wärme, daß er mich verkannt und für einen Andern gehalten habe, durch wel-

chen ein, von ihm heimlich geliebtes Mädchen in das Kloster zu gehen bewogen und höchst unglücklich worden sei. Nur diese, ihn sehr reuende Verwechslung habe ihn vermocht, daß er mit mir, den er sonst nie gesehen, Böses im Sinne gehabt, und halte ich ihn für strafbar, so sei er jetzt in meiner Gewalt; ich könne ihn der Obrigkeit überliefern, oder selbst Rache an ihm nehmen.

Ihr könnt leicht denken, daß mich dieses Benehmen, hätt' ichs ihm auch wirklich nachtragen wollen, ganz entwaffnete. Zudem ... hab ich nicht selbst in solchen Dingen mancherlei auf dem Kerbholz', und endlich ... ist er nicht Cornelia's Bruder?

„Ich liebe Leute, die sich nicht Alles gefallen lassen," ... antwortete ich also, und reichte ihm meine Hand ... „doch nimmer hätt' ich einen so zarten Jüngling für so rachsüchtig gehalten!" ... Dieß schien sein stolzes Gemüth in etwas zu verwunden, und er antwortete mit brennendem Blick: „Wie

redet Ihr? Kennt Ihr die Liebe und die Rache?“

Ich leitete alsbald das Gespräch auf etwas Andres, weil ich wol spürte, er sei heftig ergriffen. Dieß schien er mit Dank zu erkennen, und ob ich schon nur nach und nach sein Vertrauen gewann, so schieden wir doch völlig versöhnt, mit dem Versprechen, uns künftig öfter zu sehen.

Wißt Ihr, was ich hiebei empfinde? ... o Hugo! Hugo! Bei ihm ist Cornelia! Mein ganzes Blut wallt, wenn ich es denke, daß ich die Schönste der Erde wieder, daß ich sie öfter, erblicken werde!

7.

Derselbe an Denselben.

Ich bin fromm worden durch das Mädchen, lieber Alter! Sie geht mit dem Bruder regelmäßig, doch immer verschleiert, bei den Augustinern in die Messe; ob ich eine versäume, mögt Ihr selbst rathen. Wenn das schöne Zwillingspaar die Kirche verläßt, dann begegne ich ihnen, wie von ohngefähr, und wechsle mit dem Bruder einige Worte. Nur selten mischt sich die Holde in das Gespräch, allein, wenn es geschieht, mit einer Milde und Wehmuth, daß meine ganze Seele davon erfüllt wird. Ach, Hugo! ...

Auf heute Abend habe ich mit Benedetto eine Zusammenkunft in dem Lindengange ohnweit des Marienthors verabredet. Ob sie wol mitkommen wird?

8.

Derselbe an Denselben.

Eure Bedenklichkeiten, Eure Warnungen kommen zu spät, guter, argwöhnischer Alter! Glaubt Ihr, ich sei so verblendet, daß ich Verstellung und Wahrheit, Heuchelei und herzliche Zuneigung nicht zu unterscheiden wisse?

Aber laßt nur alle Furcht schwinden und freuet Euch lieber mit mir! Zwar blieb die holde Cornelia, wie ich wol in Voraus denken können, bei dem Spaziergange aus, aber dafür bin ich auch dem feurigen Benedetto um vieles näher gerückt; ja, unsre Herzen haben sich innig mit einander verbunden. Denkt Euch, lieber Hugo, der junge Schalk ist sterblich in eine Cisterzienser-Nonne verliebt, die, wenn ichs ihm recht abgemerkt habe, vormals die Braut seines Bruders war! Ihr könnt Euch nicht vorstellen, welche Glut ihn ergreift, wenn

man nur von fern auf die Liebe hindeutet; man sollte schier meinen, sein Blut müsse überwallen!

Doch das jetzt nur beiläufig, um Euch zu zeigen, wie sehr Ihr diesem Benedetto Unrecht thut, und wie vertraut wir in kurzem mit einander geworden! Dieß ist aber bei weitem nicht alles, sondern zuletzt zeigte es sich auch, daß die schönen Geschwister nach des Vaters Hinscheiden der geräumigen Wohnung nicht mehr bedürfen; das Haus ist trefflich gelegen, alle Fenster schauen gegen Morgen, und man gelangt von da aus mit wenig Schritten ins Freie; kurz, wir sind einig, und in morgender Nacht schlafe ich mit Cornelia in einem Gestock.

Gute Nacht denn, lieber Hugo!

9.

Derselbe an Denselben.

Diese meine eigene Handschrift bürgt Euch gnüglich, daß ich immer noch lebe; laßt Euch aber auch sagen, daß ich jetzt eigentlich erst angefangen, zu leben. Die ganze Vergangenheit, was ist sie gegen mein Jetzt? ... Täglich sehe ich Cornelien, und selten entschlafe ich, ohne daß ihr Silberton mir beim Vorübergehen: felicissima notte! zugerufen hat.

Eins drückt bei alledem jetzt schwerer, als je, auf meine Seele. O Hugo! Hugo! daß ich rein wäre von Blutschuld! daß ich Gebeine hervorrufen könnte aus dem Grabe, oder daß ein Geist wiederkehrte, um bei mir selbst für mich zu zeugen! ... Darf die blutbefleckte Hand werben um die Reinste auf Erden?

Ich kann Euch nicht bergen, daß mich solche Gedanken unaufhörlich verfolgen; im-

mer treten die Bilder des Schreckens vor meine Augen, und ich habe sie nun in düsterer Laune zu einem Todtentanze vereinigt.

Ihr wißt wol, daß mir das Unglück zu **** auf dem Riesensahle begegnete. Aus jenen Pfeilern schwebt Lucretia von Valenzia, der Zwietracht Ursach, in anmuthigem Tanze, Liebefodernd, hervor. Ich habe sie mir als die Freude gedacht, und daher nicht in der Spanischen Tracht vorgestellt, sondern in jener, worin sie im Triumph des Bacchus die Augen Aller bezauberte. Ein buntes Pantherfell flattert von der blendenden Achsel; ihr schwarzes, üppiges Haar ist mit Rosen und Reben geschmückt; ihre Rechte schwingt den Thyrsus, ihre Linke eine Handtrommel. Auf diese süß lockende Gestalt fliegen zwei Jünglinge zu, ich und Giacomo, beide, wie es scheint, in lieblichem Taumel, beide im Begriff, die Reizende zu umarmen. Aber keiner erreicht sie ... Giacomo wird von dem

hinter ihm stehenden, in ein Leichentuch gehüllten Tode mit beiden Knochenarmen umklammert, und mich ergreift eine schwarzumflorte, furchtbare Gestalt bei dem flatternden Haar; es ist die Reue und Verzweiflung! ...

Ich habe ämsig und mit schauerlicher Lust an dem Bilde gearbeitet, und hoffe, es gelingt, des grellen Colorits ungeachtet, ziemlich gut. Donna Lucretia ist nicht zu verkennen, und der hagere Giacomo, nach seinem Gebrauch mit einem Scharlachmantel bekleidet, droht mir oft in der Dämmerung, wie ein blutiges, Rache heischendes Gespenst. Benedetto kann das Bild nicht ohne Erschütterung anblicken, und hat mich sehr gebeten, es vor Cornelien zu verbergen.

Sagt mir aufrichtig, guter, treuer Hugo! sollte dem reuigen Sünder nie können vergeben werden, was er ohne Willen verübte?

---

10. *)

Benedetto an Hippolyta.

In der Nacht.

Bald, oder nimmer, seht Ihr mich wieder, theure, ewig geliebte Schwester! Ich, ich allein mische jetzt die Loose des Todes; Cornelia liebt ihn, obschon sie es läugnet, und wüßte sie, wie schwer er bereut, sie würde ihm alles verrathen! Seht . . . also stehe ich hier allein! Jeder, den ich nur von fern auszuforschen begann, schaudert vor dem bloßen Gedanken. Man kennt hier die Rache nicht!

Doch . . . morgen Abend athmet er, oder ich, nicht mehr auf Erden! Alles ist bereit; wir . . . lieben uns so nachbarlich, daß ich ihm jeden Morgen frisches Wasser aufs Zimmer trage. Ich bin ja sein Lehrling worden! . . . Gelingt mein Vorhaben, so fliehen

*) aus dem Italienischen.

wir nach dem Vaterlande und ... zu Euch! zu Euch, himmlische Hippolyta!

II.

Hilmar an Hugo.

Ich bin abermals einer Gefahr glücklich entgangen. Ihr saht weiter, als ich; Cornelia und Benedetto sind des ermordeten Giacomo Geschwister! Sie haben die Flucht ergriffen; aber ich folge ihnen. Sendet mir keinen Brief, bis ich wieder schreibe. Ich weiß noch nicht, wohin? Gott mit Euch!

---

12. *)

Cornelia an Hippolyta.

Unweit der italienischen Gränze.

Ich schreibe Dir, liebe fromme Schwester, vorzüglich um Benedetto zu beruhigen; aber wo soll ich Worte finden, Dir alles zu melden?

Ich weiß, Du kannst mich nicht verdammen; wenn ich Dir gestehe, daß ich nie von Herzen in den Blutrath willigte. Gedanken der Rache kommen nicht von oben, und der Schwur des Todes wandelt sich in Fluch!

Doch ich habe getragen und geduldet, obwol ich fast erlegen; ich habe gefleht und geweint; ich habe, aus Angst um Benedetto mehr gethan, als ich gesollt; ich habe geschwiegen, als er den Unglücklichen ... nimmer, nimmer ist dieser Hilmar des Freunds vorsätzlicher Mörder! ... mit heuchlerischer

*) Ursprünglich italienisch.

Zuneigung an sich lockte, als er den Arglosen überredete, sogar unter einem Dache mit uns zu wohnen. Immer hoffte ich noch, Benedetto zu bewegen, und er selbst schien allmählich den Gedanken aufzugeben ...

Vorgestern in der Frühe ward ich von Benedetto geweckt. Er bat mich, aufzustehen und mich anzukleiden; der Morgen sei schön wie in Welschland! Wie freute ich mich dieser seiner Ruhe! Wie dankte ich den Heiligen in heissem Gebet! Doch nach Verlauf einer Viertelstunde stürzte er, bleich, athemlos, zitternd wieder herein ... „Komm, Cornelia!“ ... sagte er leise ... „Hier ist unsers Bleibens nicht mehr! Die Pferde stehen bereit; Geld und Kleider sind gepackt ... Jetzt trinkt der Verräther den Tod!“

Ich bebte, wie getroffen vom Blitz! Und kaum kehrten meine Lebensgeister zurück, da flog ich auf Hilmars Zimmer, riß die Thür auf ... Ach Hippolyta! er malte mit stiller

Schwermuth an einem Bilde, auf welchem Deinen Giacomo der Tod, ihn selbst eine Furie ergriff; der noch volle Becher mit Wasser, von Benedetto vergiftet, stand neben ihm auf dem Tische!

„Um aller Heiligen willen!“ ... rief ich, und stieß den Becher vom Tische. Benedetto, einem Wüthenden gleich, sprang mit gezücktem Dolche herzu.

Von diesem Augenblick an habe ich nichts mehr gesehen. Sie haben heftig mit einander gerungen; zuletzt, da Hilmar Benedetto den Dolch fast entwunden, hat dieser seine letzte Kraft gebraucht, sich selbst zu durchboren. Ein tiefer Stich in die Brust ist Zeuge seines Wunsches, zu sterben. ...

Als ich wieder zur Besinnung kam, kniete Hilmar vor mir. Benedetto, den er mit eigner Hand verbunden hatte, lehnte bleich und schweigend im Fenster. Hilmar tröstete uns beide, sagte, er wisse mit Wunden umzugehen und habe oft selbst eine

Schmarre davongetragen, ging aber doch zuletzt aus, einen, ihm bekannten Wundarzt herbeizurufen.

Kaum war er fort, als Benedetto meine Hand ergriff ... „Der Wagen steht noch bereit“ ... sprach er ... „Willst du mich auf dem Schaffot als Giftmischer sterben sehen?“ ...

So sind wir denn auf schneller Flucht bis hieher gelangt, wo Benedetto's Wundfieber sich so vermehrte, daß ich mich zum Weiterreisen durchaus nicht bewegen ließ. Gott allein weiß, ob ich nicht bald ganz verwaist bin. Manchmal scheint der Bruder leidlich, oft aber liegt er in der glühendsten Hitze ... Dann nennt er Deinen Namen, liebe Hippolyta, glaubt Dich zu sehen, und küßt in diesem Wahn unaufhörlich meine Hand ...

Bete für uns, meine Schwester!

13.

Hilmar an Hugo.

O Hugo! treuer, theurer Hugo! Warum kann ich nicht gleich in Eure Arme eilen?

Kaum hatte ich die Flucht der lieben Unglücklichen in sichere Erfahrung gebracht, als ich ihnen nachsetzte. Mein rastloses Nachforschen, meine reichlichen Spenden, ließen mich nach dreien Tagen sie ausfindig machen. Ich kam in demselben Gasthofe an, wo sie eingekehrt waren, nannte mich beim Wirthe, des verwundeten Jünglings Bruder, und bat, mich sogleich zu ihm zu führen.

„Ist dem also," ... versetzte der Wirth ... „so eilt, ihn noch am Leben zu treffen. Eben versieht ihn Fra Servato mit den Sacramenten."

Erschrocken flog ich die Treppe hinan, und eröffnete die Thür. Benedetto lag schwach auf dem Ruhebett; betend kniete neben ihm die holde Cornelia; ein langer

Barfüßermönch breitete seine Hände gen Himmel; alle schienen in heftiger Bewegung, so, daß ich Benedetto eben verschieden glaubte. Als endlich der Mönch, mein Eintreten zuerst hörend, sich umwandte ...

„Hilmar!" ... rief der Barfüßer aus, und Thränen hemmten seine Sprache ... „Hilmar!" rief er, und Giacomo schloß mich in die Arme!

Doch kaum hatte Giacomo, jetzt Servato genannt, sich von der Ueberraschung erholt, da entzog er sich meiner und Corneliens wehmüthiger Freude ... „Dem Himmel gehört mein Herz, nicht der Erde!" ... sagte er ernst, und entfernte sich augenblicklich. Gegen Abend sandte er durch einen Laienbruder einige Blätter, von welchen ich Euch hier in deutscher Mundart die Abschrift mittheile:

„Mein Gelübd verbeut mir, irdischen Gefühlen und Leidenschaften mein, nur den Heiligen geopfertes Herz zum Raube zu ge-

ben; deshalb werdet Ihr mich nimmer wieder erblicken! Damit Ihr aber und Jeder, der mich einst kannte, erfahret, auf welchem Wege der Herr mich zu sich geführt habe, und seine Barmherzigkeit mit mir preiset, so vernehmet kürzlich meine Geschichte!"

„Als ich auf meiner Reise in die Nähe von **** kam, lockte mich die Pracht der dortigen Hofhaltung, auf einige Zeit dort zu verweilen. Hier erblickte ich in der Opera die schöne Spanierin Lucretia, und obwol ich mich daheim mit einer edlen Jungfrau versprochen hatte, so vergaß ich doch meines Schwurs und dachte nur darauf, mich der liebreizenden Tänzerin auf alle Weise gefällig zu machen."

„Allein, da Lucretia von Jedermann, selbst von den Höchsten, gleich einer Gottheit geehrt ward, so wollte dieser mein Wunsch nicht erfüllt werden, ob ich schon meine Kunst eine Zeit lang hintansetzte, und mich, um Lucretien meine Neigung zu

bewähren, zum Malen der Verwandlungen verdingte.“

„Es verhalf mir jedoch nach einiger Zeit mein guter Freund und Bekannter, der wakkere deutsche Maler Hilmar, der sie verschiedenemal abconterfeien müssen, zu ihrer nähern Bekanntschaft, gab mir auch nicht undeutlich zu verstehen, daß er die junge Valenzianerin, obwol für die schönste Tänzerin auf Erden, jedennoch keineswegs für eine Lucretia, halte.“

„Dessen ungeachtet ward ich immer heftiger in sie entzündet, und ob ich ihr schon durch Blicke und Worte, auch durch mancherlei, mein Vermögen fast übersteigende Geschenke, meine Neigung zu erkennen gab; so schien sie doch wenig darauf zu achten.“

„Ich faßte daher einen Haß und Argwohn gegen meinen Freund, obwol wir einander vorher auf das innigste liebten, und vermeinte, er stehe mir bei der Donna im Wege.“

„Lange brütete in meinem Herzen diese Eifersucht, bis sie endlich bei einem Freudengelage glühend ausbrach. Es ward nämlich, der alles bezaubernden Schönen zu Ehren, auf dem Kaufhause ein prächtiger Schmaus angerichtet, wobei sie durch einen üppigen Fandango aufs neue Aller Augen eroberte. Bald darauf begehrte sie auch, einen der dort zu Land üblichen Tänze zu sehen, und da Hilmar als der vorzüglichste Tänzer und Fechter beim Todtentanze berühmt war, so ward selbiger einstimmig dazu aufgefodert. Ich selbst hatte diesen Tanz während meines Aufenthalts in Deutschland erlernt, und weil ich mich auch vor den Augen der Liebsten zeigen wollte, so erbot ich mich zum Gegenfechter."

„So sehr ich mich auch beeiferte, so ward doch jener alles Vortheils und Lobs theilhaftig, und da auch die Spanierin ihn stets durch ihren Beifall ermunterte, so erfüllte mich dieß mit so heissem Ingrimm,

daß ich mir letztlich die Gelegenheit absah, ihn, da er sich des am wenigsten vermuthete, am Arm zu verwunden."

„Aber auch dieses nahm Hilmar leicht auf, warnte mich mit freundschaftlichen Worten, und wand sich ein Tuch um den Arm, das ihm die Spanierin mit feurigen Winken zuwarf. Jetzt, da ihm abermals ein kunstreicher Stoß gelang, und der ganze Sahl von Geklatsch wiederhallte, konnt' ich meine Wuth nicht länger bemeistern. Ich fiel mit so tollkühner Hitze gegen ihn aus, daß er mich nicht anders abwehren konnte, als dadurch, daß er mir mit einem heftigen Stoße zuvorkam."

„Ich hörte nur noch das Geschrei des Mords von allen Seiten erschallen; meine Augen wurden dunkel. Erst nach vielen Wochen erlangte ich wieder Besinnung. Man hatte mich in das Kloster der barmherzigen Brüder geschafft, und obschon meine Wunde ganz nahe am Herzen und äusserst

gefährlich war, so wurde ich doch durch Gottes Gnade vom zeitlichen und ewigen Tode gerettet!"

„Ich erkannte durch solche Rettung meiner Seele und durch die Zusprache der frommen Väter die Sündhaftigkeit meines vorigen Wandels, beschloß von Stund an, mein ganzes Herz zu ändern, und solches dem Dienste des Herrn auf immer zu weihen."

„Solchergestalt begab ich mich zu Abbüßung meiner Frevel in den Orden der Barfüßer, und bin nun auf Befehl meiner Obern anhero versetzt worden."

* * *

Ich schließe den Brief, lieber Hugo! mit Freud' und mit Leid. Benedetto ward, nachdem Cornelia auf sein Verlangen Giacomo's Schrift laut gelesen, zusehends ruhiger, aber auch schwächer. Er winkte uns zu sich; da sie geendigt, flüsterte er bittend: „Vergieb mir, mein Bruder!" ... lächelte sanft, da Cornelia mir bewegt die Hand

gab, drückte unsre Hände vereint an sein mattschlagendes Herz, und ... sein Puls stand still. Morgen Nacht wird der unglückliche Knabe im Kloster der Barfüßer zu seiner Ruhe gebracht; auf Erden hätt' er sie nimmer gefunden! Erst dort will Servato den Leichnam sehen, und für Erlösung der Seele jeglichen Tag eine Stunde beten.

Ihr aber, geliebter Hugo! laßt nun schleunigst mein Haus zu bräutlichem Empfange bereiten. Die weinende Cornelia will erfüllen, was sie dem geliebten Todten schweigend gelobt hat; sie liebte mich früher, als ich Seliger ahnete! Gleich nach Benedetto's Begräbniß verlassen wir diese Stadt. Ich habe mir selbst geschworen, des Engels würdig zu werden. Meinen Todtentanz, von dem ich Euch jüngst schrieb, habe ich, um des Vergangenen zu vergessen, unter dem Namen: Sünde, Satan und Tod, als Votiv-Bild in das Refectorium der barmherzigen Brüder geschenkt.

VI.

Liebestreue.

Wol mancher Schläfer, in Grabesmoos
Von treuer Liebe geborgen,
Erharrt den dämmernden Morgen;
Wol manchen birgt der Tiefe Schoos,
Ohne daß irdische Herzen drum sorgen;
Der Allmacht heilige Hände haben
Den Verlaßnen liebend begraben.

Es röthen Flammen das siedende Meer;
Verschloß'ne Donner zerrütten
Die Erde, verschlingen die Hütten;
Es tos't das Gebürg' der Lawine daher,
Das blühende Thal zu verschütten;
Im Oeden ve hallt der Sterbenden Jammer;
Bald ruh'n sie klaglos in stiller Kammer.

Sie ruhen einsam; ihr Name vertönt,
Und ob sie herrschten und drohten,
Bis nahen die himmlischen Boten,
Bis schmetternd die letzte Drommete ertönt:
Gieb Erd und Meer deine Todten!
Dann sammeln die Schnitter die goldnen Aehren,
Die Schläfer erwachen, die Gräber gebären.

Jetzt ruh'n sie vergessen; nur Liebe sucht
Nach ihrem schaudernden Grabe,
Daß treue Erinn'rung sie labe.
Bricht fromme Liebe auch Thränenfrucht,
Doch wankt sie hoffend am Stabe,
Und fodert von Trümmern, von Meeres-wogen,
Die liebe Gestalt, ihrem Arm entzogen.

Wer schreitet täglich in weißem Gewand
Aus düsterem Tannenwalde,
Und schleicht zur versunkenen Halde?
Was ringt sie weinend zum Himmel die Hand

Und schaut dann zu grundloser Spalte?
Was fließen so rastlos die treuen Zähren?
Kann nichts ihr Ruhe gewähren?

„Glück auf, du Verlaßne!“ — „Wandrer, habt Dank!“ —
Versetzt sie mit schimmernden Wangen —
„Mein Glück ist untergegangen!
Schon lang ist's, seit mein Georg versank,
Vom wilden Gewässer gefangen;
Wol üb' ich täglich der Treue Pflichten,
Ich konnte dem Bräut'gam kein Kreuz errichten.“

„Am kühlen Morgen der Sommernacht
Da eilt' er, die Kapp' in den Haaren,
Vorüber, zur Grube zu fahren.
Sie hieß schon vor Zeiten die falsche Schacht —
O mag dich ein Engel bewahren!
Ich winkt' ihm am Fenster zum guten Morgen;
Ihm folgte mein Herz mit Ahnung und Sorgen!“

„Und als sie dem Grundherrn vom Erdengebäu
Mit Andacht und feurigen Zungen
Ein frommes Loblied gesungen,
Da fuhren die Knappen, muthig und treu,
Zur Teufe, von Nebeln umrungen.
Nur düster brannte des Lichtleins Faden
In bösen Wettern und gift'gen Schwaden."

„Es brauste dumpf in dem einsamen Schacht;
Es tos'te mit wogendem Schwallen;
Mein Bräutgam, der Erste von Allen,
Rief ernst, doch muthig den Freunden: habt Acht!
Da brachen die mächtigen Hallen;
Sie flohen zur Fahrt, und die Wand ging nieder;
Mein Bräutgam kehrte nicht wieder!"

„Da stand ich im Jammer, und rang die Hand,
Ich Aermste, zum Unglück geboren;

Hier ist die Rettung verloren!
Nun hab' ich auf ewig dieß weiße Gewand,
Er gab mir's als Brautkleid, erkohren,
Und muß, bis all' die Gewässer verrinnen,
Mit jedem Morgen die Wand'rung beginnen."

So klagte die Arme dem Wandrer ihr Leid
Mit stiller, heimlicher Klage,
Und wallte von Tage zu Tage
Zur öden Halde im weißen Kleid;
Doch längst verhallte die Sage.
Sie schien, von den Häuern mit Beben gemieden,
Ein klagender Geist ohne Frieden.

Da schlug einst der Steiger von Tage ein,
Das edle Geflötz zu entdecken,
Und sah mit Erstaunen und Schrecken
Einen Leichnam, noch blühend im Jugendschein,
Auf Eisengewässer sich strecken.

Wol giebt's in der Teufe geheime Gewalten,
Geschaffen, zu zeugen, zu erhalten!

Und alle Nachbarn eilen herbei
Mit Neugier und heimlichem Grauen,
Das seltne Wunder zu schauen.
Auch die Arme vernimmt des Rufs Geschrei,
Und stürzt durch die Männer und Frauen.
„Du bist's!“ so ruft sie, und hebt nach dem Todten
Den Arm, — sinkt sterbend zu Boden.

VII.

Das Bergfräulein.

„Wollen wir nicht auch den Afrikanischen Löwen und den Tiger aus Bengalen sehen?“ — fragte Baron Rothschild, das Frankenauer Wochenblättchen in der Hand, seinen Gerichtshalter Freising — „Lesen Sie nur! der Sub-Collaborator Buz preist die Menagerie als das achte Wunderwerk der Welt!“

„Der preist um ein Freibillet Alles!“ — erwiderte jener lächelnd — „Indessen der Himmel verspricht gutes Wetter, und — wenigstens die Versammlung der Schaulustigen wird uns Zerstreuung, vielleicht auch Vergnügen, gewähren! Wie man hört, wallfahrtet jetzt Alt und Jung nach Frankenau.“

So war denn der Spatzierritt verabredet, und der Baron gab Befehl zu satteln.

Baron Rothschild und sein nunmehriger Gerichtshalter hatten sich schon auf Akademien kennen gelernt. Gleiches Alter, ein gleich vortheilhaftes Aeusseres, gleiche Lieblingsstudien, gleiche Lebhaftigkeit, gleicher Hang zu einem selbstständigen, von den Launen Anderer unabhängigen Leben, hatte die Jünglinge innig mit einander verbunden, und den Entschluß in ihnen erzeugt, sich nie zu trennen. Der Vater des Barons, der, ob ihn gleich sein Gewissen von dem schrecklichen Vorwurf, jemals zum Kriege gerathen zu haben, völlig freisprach, dennoch den Titel eines geheimen Kriegsraths führte, starb mit Hinterlassung eines beträchtlichen Vermögens gerade zur rechten Zeit, um diesen schwärmerischen Vorsatz der Jugend in Erfüllung gehen zu lassen. Freising trug, da ausgebreitete Kenntnisse und ein artiges Capitälchen ihn auf immer vor sclavischer Un-

terwürfigkeit sicherten, kein Bedenken, seinem Freunde auf dessen Güter zu folgen; sein Hang zu einem thätigen Leben trieb ihn nach dem Tode des alten Gerichtsverwalters an, dessen Stelle sich übertragen zu lassen. Uebrigens waren beide Freunde zur Zeit weder durch ein frühzeitiges Versprechen gebunden, noch verheirathet, aber auch zu nichts weniger, als zu steter Ehelosigkeit, geneigt.

In der fröhlichsten Stimmung bestieg man die vor Ungeduld stampfenden Braunen. Der alte Jacob, ein ehrenfestes Erbstück von Rothschilds Vater, der seines seligen Herrn und der von ihm stets im Munde geführten Kernsprüche bei jeder Gelegenheit erwähnte, und im Schlosse seit undenklichen Jahren überall, so zu sagen, Heber und Leger war, hatte aus gewohnter Vorsicht auch heute ein reichliches Frühstück eingepackt, und trottirte jetzt, gerad vor sich hinsehend, auf das stattlichste hinterdrein.

„Wir sind nun schon so oft nach Frankenau geritten" — fing der Baron nach einem Viertelstündchen an — „und immer, wie rechte Alltagsmenschen, auf der gewöhnlichen Straße. Versuchen wir es heute einmal auf dem Bergwege!"

Jacob, der aus großer Schonung gegen die Pferde oft lieber zu Fuß gegangen wäre, schüttelte gewaltig den Kopf. Er meinte, der Weg durch die Felsen sei nichts weniger als plaisirlich, sondern, mit Respect zu vermelden, ein wahrer Mordweg; er bezog sich auf das Beispiel des Herrn geheimen Kriegsraths, der, ob er schon lange Jahre auf Rothschildshausen residirt habe, doch nach wie vor auf der rechten und wahren Landstraße gefahren sei; er citirte zu noch kräftiglicher Warnung verschiedene Sentenzen des seligen Herrn, welche vor allem Vorwitz warnten; er gedachte zuletzt, daß der vermaledeite Mordweg gewöhnlich nur der stille Weg genannt werde, indem es dort

nicht ganz geheuer sei und jeder, den nicht die höchste Noth dazu treibe, ihn geflissentlich fliehe und meide; allein alle diese Vorstellungen und Bedenklichkeiten brachten gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor. Ein Abenteuer war es ja eben, wonach die lebenslustigen Jünglinge sehnlich verlangten; und um so eher auf eines zu stoßen, wurde nun sogar beschlossen, auf diesem gefahrvoll geschilderten Wege alle weitere Wahl einzig und allein der Willkühr der Pferde zu überlassen.

Wer jemals mit genialischer Ergebenheit in das Schicksal auf Abenteuer auszog, wird es wissen, daß sie, wie der Schlaf, gerade dann am wenigsten sich einstellen, wenn man sie herbei wünscht! Auch den gemächlich dahin trabenden Freunden wollte sich durchaus nichts Ungewöhnliches zeigen, bis sie sich zuletzt unvermuthet von dem reissenden Bergstrom und einer Felsenwand dergestalt in ein Dreieck eingeschlossen sahen,

daß es keinen andern Rath gab, als umzukehren.

„Die große Baumeisterin Natur" — meinte der Baron scherzend — „erinnert uns hier an etwas, was wir vergaßen, nämlich ans Frühstück! Hie und da an diesen Felsen giebt es gar phantasiereich erfundene Gartensitze, und der Wein muß in diesen Wellen zu Eis werden!"

Gesagt, gethan! Die Pferde wurden an Bäume gebunden, der Mantelsack seiner Bürde entledigt, das edle Korbfläschchen unter Wasser gesetzt. Rothschild und Freising fanden in kurzem jeder einen Steinsitz, auf dem sie, wenn sie nur sonst hübsch das Gleichgewicht hielten, leidlich genug hingen.

Indem der etwas feierliche Mundschenk Jacob bald dem einen, bald dem andern credenzte, und die lustigen Wegelagerer aus Mangel an andrer weiblichen Gesellschaft mit Miß Echo ein wenig kurzweilten, wurde diese nur allzugeschwätzige Geisterstimme von

einer andern unterbrochen, die dem Geister-
reiche eben so eng verwandt schien. Wenig-
stens vernahm jedes lauschende Ohr einen
gar feinen, lieblichen Gesang, der mit den
Tönen vieler Virtuosinnen auch das gemein
hatte, daß man nicht einmal darüber mit
sich einig werden konnte, welcher Sprache
die Worte angehörten.

Um das Opernähnliche noch zu vermeh-
ren, zeigten sich alsbald in einiger Entfer-
nung kleine Genien, die man gewiß für ag-
gregirte Schlotfeger zu halten versucht wor-
den wäre, hätten nicht Sträußer mit schwar-
zen Beeren, die sie in der Hand trugen,
auf eine höhere Natur hingedeutet.

In der That hielt Freising, der ihnen
zunächst Posto gefaßt hatte, die flüchtigen
schwarzen Gestalten für junge Heidelbeerleser,
und wünschte ihre nähere Bekanntschaft zu
machen. Allein sie entflohen, da er ihnen
zurief, und waren, als er ihnen scherzhaft

nachsetzte, fast augenblicklich wie in den Boden verschwunden.

Dagegen zeigte sich dem frevelnden Verfolger unter den schirmartigen Tannenstämmen ein anderes und weit lieblicheres Wesen, dessen Dasein in einer so rauhen Felsgegend allerdings auffallen mußte.

Die holde, äusserst anziehende Mädchengestalt schien ihren Vorläufern oder dienenden Genien nur in so weit ähnlich, daß sie mit etwas gelblicher Hautfarbe, mit brennend schwarzen Haaren, und mit den feurigsten schwarzen Augen begabt war — Mängel, die, wollte man sie auch rügen, durch den reizendsten Wuchs, durch die purpurfarbigsten Lippen und durch bezaubernde Anmuth vergütet wurden. Ein Hut mit Federn und ein grünseidnes Gewand dienten zu ihrer Bekleidung; ein Vogel, den sie auf dem Finger trug, das Fremdartige ihres ganzen Aeussern, und eine gewisse Heftigkeit aller Bewegungen, waren nicht im mindesten

dazu

dazu geeignet, ihr Erscheinen in dieser verlassenen Gegend erklärlich zu machen.

Die niedliche Amazone warf bei Freisings Annäherung die Augen allenthalben umher; der Gesang schwieg. Sie sprang auf, und eilte, ein Weidenkörbchen mit rothen Beeren schon aus der Entfernung darbietend, auf Freising zu. Jetzt ward auch der Baron und Jacob ihrer gewahr. — „Gott steh' uns bei! das Bergfräulein!“ — rief dieser ängstlich, und sprang nach den Pferden, um sie zur schleunigen Flucht loszubinden.

Rothschild füllte lächelnd den silbernen Reisepokal, um der Waldnymphe einen Ehrentrunk anzubieten; aber ehe er noch zu Freising gelangte, zeigte sich im Hintergrunde ein baumlanger schwarzer Mann mit emporgeschwungenem keulenartigem Ast, der dem Mädchen drohte. Das schöne Kind eilte, so schnell es nur konnte, nach ihm hin; ein prächtiger, mit vier brausenden

Pferden bespannter Wagen rasselte daher, und in wenig Secunden schien Alles von irgend einem verborgenen Felsenthore verschlungen.

Voll Verwunderung über das Unerklärliche dieser Erscheinung, sahen Rothschild und Freising einander an; der ehrliche Jacob aber konnte mit dem letzten Steigbügel nicht recht in Ordnung kommen, weil ihm die Hände zitterten und die Kniee schlotterten. „Ich bin fertig;" — fing er mit Zähnklappen an — „der selige Herr Kriegsrath sagte immer — —"

„Das war doch drollig!" — wandte sich Freising zu dem Baron —

„Hätte ich's nicht mit meinen Augen gesehen, so" — erwiderte dieser —

Doch indem sie sich eben anschickten, alles auf natürliche Weise zu erklären, donnerte es hoch über ihnen, wie in der Luft, und sie hörten ganz deutlich das Trappen der

Pferde, das Rasseln der Räder über ihren Häuptern.

„Hören Sie ums Himmelswillen das Spektakel" — sagte Rothschild kleinlaut, nicht ohne wunderbare Anwandlung —

„Ganz, wie bei der Komödie vom Faust" — nahm Freising das Wort und lächelte, um durch Scherz seine Verlegenheit zu verbergen — „Sie wissen doch, daß einst ein Gaukler vor vielem Volk den Faust mit Marionetten spielte, und gerade bei der interessantesten Scene — —"

Er hatte während des Redens die Augen immer in die Höhe gerichtet, und — plötzlich löste sich das erzwungene Lächeln in natürliches lautes Lachen auf; denn siehe! in geringer Entfernung erhob sich über ihnen ein ganz gewöhnlicher Brückenbogen, von einer Felsennase bis zur andern gespannt!

Hat der Entzifferer nur e i n e n Buchstaben der kraus durch einander laufenden Schrift richtig errathen, so führt ihn dieß

gewöhnlich auch zu Entdeckung mehrerer, oft zu Enthüllung des ganzen diplomatischen Geheimnisses. Dieß hofften, jetzt allgemach ihrer Schwäche sich selbst schämend, auch der Baron und Freising; allein ihre Erwartung ging nur zum Theil in Erfüllung. Zwar ward es ihnen eben nicht schwer, bei genauerer Untersuchung der ganzen Gegend, seitwärts ihrer Frühstücksessel einen ziemlich holprichten, durch überhangende Felsmassen gehenden Weg auszuspüren, welcher wahrscheinlich nach der, auf Felsen, wie auf Pfeilern, ruhenden Brücke führen mußte; aber alle Nachforschungen nach den schwarzen Genien, nach der Zauberin in grüner Seide, und nach dem baumlangen schwarzen Keulenschwinger, der ihr winkte, blieben vergebens. Beide Freunde hielten daher, wie sie sagten, nichts für natürlicher, als daß die, vielleicht geraubte Schöne nebst den drei schwarzen Gestalten zu einer herumstreifenden Zigeunerbande gehören und im

Gebüsch verschwunden seyn möge; insgeheim aber konnten sich beide, vorzüglich der von der Schönheit des unbekannten Mädchens tief getroffene Freising, des Gedankens nicht ganz erwehren, die räthselhafte Gesellschaft sei wirklich mit dem Wagen davon gefahren.

Die immer heißer brennenden Sonnenstrahlen erinnerten nun auch an baldigen Aufbruch, wollte man anders noch zur rechten Zeit bei der Wirthstafel eintreffen. Jacob mußte sich, so viel er dagegen einzuwenden hatte, entschließen, den, ihn gefährlich dünkenden, Durchmarsch durch die düstere Felsenschlucht mit anzutreten.

Erst als die Granitwände nach und nach aus einander traten und der Sonnenstrahl auf seine, aus Furcht fest zugedrückten Augenlieder fiel, wagte er es, dieselben wieder aufzuschlagen. Aber ach! nun zeigte sich ihm fast zu ähnlichem Schauer, wie dem Missethäter das Hochgericht, die, wie er dafür hielt, recht in Regenbogen-Manier durch

die Luft gebauete, ächte und aufrichtige Teufels-Brücke. Tief Athem schöpfend, starrend, schaute er darnach hin, und stand schon im Begriff, irgend ein Wort der Weihe seines seligen geheimen Kriegsraths den beiden verwegnen Reitern warnend nachzusenden, als er zu großem Glück mitten auf der Brücke ein altes bemoostes Kreuz erblickte, dessen Ursprung sich in die ältesten Zeiten verlor. Fest überzeugt, daß bei solch einem Wächter irgend ein Teufelsspuck nicht passire, sah er sich auf einmal wieder im Besitz seiner gewöhnlichen, nur gegen das Geisterreich nicht Stich haltenden Herzhaftigkeit, und man gelangte, ohne daß auch nur ein Pferd gestrauchelt oder ein Hufeisen seine Unterthanenpflicht aufgesagt hätte, glücklich und gesund vor den goldnen Hirsch zu Frankenau.

Nach eingenommener Mahlzeit kannte Rothschild und Freising nichts Eiligers, als sich nach der Thierbude zu verfügen; und

wer schildert ihr Vergnügen, als fast zu gleicher Zeit die Equipage mit dem scharlach rothen Jokei und den vier brausenden Füchsen anrollte? Freising machte sich Rechnung, wenigstens die liebenswürdige Jägerin wieder zu sehen; Rothschild hoffte auf Entzifferung alles dessen, was ihnen noch unerklärlich geblieben war.

So ehrerbietig ihnen, der, ich weiß nicht mehr, von wie viel, und von welchen hohen Potentaten und gelehrten Gesellschaften, mit Belobungsdecreten und Diplomen versehene Professor Caselli die Adlernase und die Guldenbillets entgegen schob; so gefällig einige, auf dem Dache herumgaukelnde Affen durch mancherlei Possen die Bestrebungen ihres Herrn und Meisters unterstützten; so wenig hatten doch die beiden Freunde jetzt für etwas anders, als für die meergrüne Wagenthür, Augen und Ohren. Ein Bedienter in prächtiger Livree öffnete sie augenblicklich, und hob eine verschleierte,

veilchenfarb gekleidete Dame von hohem Wuchse und eben so liebreizendem, als majestätischem Wesen heraus; ein munteres, vollbusiges Fräulein folgte; den Beschluß machte ein Frauenzimmer von widrigem Ansehen, mit struppigem Haar. Und nun ward der Tritt wieder hinaufgeklappt, und keine der Ausgestiegenen hatte mit dem Fräulein in den Felsen, geschweige denn mit den schwarzen Kobolds-Figuren ihrer Diener oder Wächter, auch nur die entfernteste Aehnlichkeit.

Höchst mißvergnügt stand Freising und zauderte, immer noch hoffend, der Wagen werde sich abermals aufthun und auch die räthselhafte Schöne zu Tage födern. Allein Rothschild zog ihn drängend an der Hand. „Alle Teufel!“ — sagte er ihm ins Ohr — „wenn die Veilchenfarbne blos der Mode oder des Staubes wegen den verwünschten Schleier trägt, so — steh' ich Ihnen für nichts! Sehen Sie nur den göttlichen An-

stand, die runden, blendenden Arme, die großen, vielsagenden Augen! — Herr Professor! vortrefflicher Herr Caselli! Zwei Billets ersten Rangs — geschwind!"

Der Baron drängte sich mit Freising ziemlich cavaliermäßig durch die Umstehenden, und sie kamen eben noch Zeit genug, um für die kurz zuvor eingetretenen Damen einige Stühle in Beschlag zu nehmen. Doch kaum hatten sie ihnen dieß zu verstehen gegeben und freundlichen Dank dafür empfangen, als die beiden reizenden Wesen grausamer Weise nur für den grausamen, im Käfig wild hin und her rennenden Tiger, und für den edlen, seine Gefangenschaft groß, wie ein besiegter König, ertragenden Löwen, Augen zu haben schienen. Blos die Dritte, von der Natur ziemlich stiefmütterlich Behandelte, schenkte den beiden galanten Unbekannten eine nur allzugütige Aufmerksamkeit. Freising mußte, gleich einem Damon für den Freund sich selbst aufopfernd,

seine ganze Kenntniß der Naturhistorie in Requisition setzen, um nur Rothschild vor ihrer zudringlichen Neugier wenigstens auf Augenblicke sicher zu stellen.

„Finden Sie nicht auch, daß es hier in der Bude übernatürlich heiß ist?“ — fing der Baron endlich, tief Athem schöpfend, zu der ihn vorzüglich anziehenden Gebieterin an.

„In der That, Sie haben Recht!“ — lispelte die veilchenblaue Dame, und schlug mit einem unbeschreiblichen Blick den Schleier zurück, daß man nun die schönsten Goldlocken und den, selbst unter der Perlenschnur noch blendenden Busen bemerken konnte — „Aber diese Hyäne ist doch in der That zu gräßlich, als daß man ihren Anblick lange ertragen könnte!“

Hastig bejahte es der Baron, ob er schon das Augenwälzen des heimtückischen Scheusals gar nicht bemerkte; ihm hatten sich Augen aufgethan, in deren Himmelsbläue er ewig schauen zu dürfen wünschte.

Der Waldteufel, ob er sich schon, sein eigner Pendul, mit lächerlichen Grimassen am geringelten Schwanze schaukelte, und, gleich einem grämelnden Kunstrichter, mit hämisch freundlichem Grinsen Mandeln fraß, konnte eben so wenig den Beifall der Dame gewinnen. Dahingegen hatten sich zwei rosig gefiederte Löffelgänse und ein gelähmter Adler ihrer ganzen Aufmerksamkeit, ihres ganzen Mitleids, zu erfreuen, und der Baron hoffte schon, da hierdurch das Gespräch etwas lebhafter, ja gewissermaßen sentimental wurde, durch eine geschickte Wendung Namen und Aufenthalt zu erfahren, als die hohe Blondine, wie nun befriedigt, schnell den Schleier herabzog, und mit einer stummen Verneigung sich entfernte.

Es würde auffallend und fast beleidigend gewesen seyn, hätte der Baron unter diesen Umständen ihr sogleich folgen wollen; er gab daher nur Freising einen bittenden Wink, der ihn augenblicklich verstand und zu erfül-

len eilte. Doch leider kam er eben nur noch recht, um von der zuletzt einsteigenden schielenden Beilage einen liebevollen Abschiedsblick davon zu tragen; die immer bäumenden Pferde vernahmen kaum den, Erlösung verkündenden Peitschenschwung, als sie durch eine zunächst ans Stadtthor führende Straße in vollem Jagen dahin raseten.

Die Reihe des Mißbehagens kam bei dieser, nicht tröstlichen Nachricht nun an den Baron. Zwar gab er alle Hofnung, den Namen und Stand der Vornehmsten von den drei Damen zu erfahren, nicht sogleich auf; zwar erkundigte er sich im Gasthofe so genau, als es, ohne etwas zu verrathen, nur angehen wollte; zwar durchstrich er, und mit ihm aus Gefälligkeit auch sein Freund, alle Straßen und Spatziergänge; zwar fand er das für diesen Tag angekündigte, ehedem für sehr langweilig erklärte Schauspiel doch in der That sehenswürdig; indeß kein Wagen mit vier Pferden bespannt,

kein rother Jokei, weit weniger aber die veilchenfarbne Fee, war zu entdecken. Alle Nachforschungen bewirkten nichts, als die, wenigstens für Freising nicht unbeträchtliche Unannehmlichkeit, daß man in der Nacht, mithin dießmal auf dem gewöhnlichen Wege, wieder nach Hause reiste.

Als man am folgenden Tage noch ziemlich verdrüßlich und schläfrig zusammenkam, wurden vor allen Dingen die Ereignisse des vorigen Tages des breitern wiederholt und besprochen. Freising brachte immer den ersten Theil dieser Tagsgeschichte auf die Bahn; eben so oft unterbrach ihn der Baron mit dem zweiten Theile; es wäre für einen Dritten in der That ein unterhaltendes Schauspiel gewesen, einen Zeugen davon abzugeben, wie immer der Eine das Wort an sich riß und der Andre stets auf der Lauer stand, sich desselben aufs neue zu bemächtigen.

Da endlich alles, was die Dame in der Thierbude anlangte, durchaus keines Zusatzes

mehr fähig war, so gelang es Freising, einen schon seit diesem ganzen Morgen auf dem Herzen gehabten Punct geltend zu machen, nämlich den sonderbaren Ausruf des alten Jacob: „Das Bergfräulein!" den man bis dahin, wichtigerer Angelegenheiten halber, gänzlich als ungehört übergangen hatte.

„Lassen Sie uns den ehrlichen Kauz" — meinte Freising — „doch befragen, was er damit wollte. Wir haben diesen Vormittag gerade Muße und Geduld genug, ihm eine Herzenserleichterung zu gönnen, und gewinnen wir auch nichts weiter damit, so vergehen doch ein paar Stündchen, in welchen ich wenigstens mich durchaus zu keinem Geschäft aufgelegt finde!"

Dem Baron ging es genau eben so; Jacob wurde also hereingerufen, um Pfeiffen zu stopfen, und sich deutlicher zu erklären.

„Der selige Herr geheime Kriegsrath“ — hub er schmunzelnd an — „geruhten eines Abends dieselbe Frage an mich zu thun; Müßiggang, pflegte er immer zu sagen, ist des Teufels Ruhebank. Was ich demselben zu hinterbringen die Ehre hatte, werde ich auch meinem gnädigen jungen Herrn nicht verschweigen! Gleiche Brüder, gleiche Kappen!“

„Vor allen Dingen, Alter!“ — unterbrach ihn der Baron gutmüthig — „stopfe Dir auch; dort, von dem neuen Knaster, sag' ich, und setze Dich! die Sprichwörter aber schenken wir Dir!“

Jacob erhob lächelnd und nur durch Blicke danksagend die Achseln, ging mit den Tabacksblättern wie mit Golde um, und nahm dann, nachdem er gar manierlich den Wachsstock in der silbernen Scheere wieder ausgedämpft hatte, seinen Sitz bescheidentlich auf dem Fenstertritt.

„Wenn ichs nur ordentlich erzählen kann bei so großer Ehre! Sie müssen vorlieb nehmen!“ — sprach er Prologsweise — — „Nun, ich fange ja schon an!“

„Im Jahr Christi — ne! das weiß ich doch nicht gewiß, obs in einem Jahr Christi war — genug! noch zu Zeiten des alten Papstthums, stand auf jenen abscheulichen Felsen — ich für meine Natur weiß gar nicht, was man sich nur Schönes daran erholen kann — eine Ritterburg. Sie war schon früher einmal in Grund und Boden geschossen und wieder neu aufgebaut worden; denn in ganz alter Zeit hatten dort Raubgrafen ihr Wesen getrieben, und, wie sich solche Brut immer auf alle Fälle vorsieht, auch einen ungeheuern Schatz im untersten Keller vergraben.“

„Derjenige, der die eingefallne Burg wieder in Stand setzte, hätte nun freilich auch den Schatz gerne gehabt. Er ließ das alte Gemäuer um und um kehren, wie eine

Tasche; ja, aber man fand nichts, als so abscheulich viele Menschenknochen, daß es ordentlich einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen. Der Schatz aber war auf eine Art versetzt, daß der Bauherr wol die Nase davon lassen mußte!"

„Es schauert einem Christenmenschen ordentlich die Haut, nur so was zu sagen; aber, nun sehen Sie, der Schatz konnte nicht anders gelöst werden, als mit dem Blute eines neugebornen, unschuldigen Kindes. So ein abscheuliches Herodesherz hatte der Ritter nicht, und wenn er daher auch immer in der zwölften Stunde die Raubgrafen mit ihrem Gelde klimpern hörte, so dachte er: zählt ihr nur; ich begehre nicht eures ungerechten Mammons! So ein christlicher gnädiger Herr also war der Ritter, und auch alle seine Nachkommen. Der letzte von ihnen ging sogar auf die Wanderschaft zum heiligen Grabe — nun! da hat die

Geschichte sich doch wol nach der Geburt unsers Herrn und Seligmachers zugetragen!“

„Das wäre nun wol alles ganz gut gewesen; — denn: Wie der Gast ist, so brät man die Wurst, und: Gott siehet das Herz an, sagte immer der Herr Kriegsrath — aber daß der Ritter sich auf der Heimfahrt in ein schönes Römisches Fräulein vergaffte, das war nicht gut. „Schuster bleib bei deinem Leisten, und: Man soll die Kuh nicht neben das Pferd spannen, sagte immer —“

„Bleib' beim Grundtext, Jacob!“ unterbrach ihn der Baron — „wenn Du Dich einmal in Deine Sprichwörter verwickelst, müssen wir bis Abend hier bleiben!“

„Nun, also das Fräulein war freilich schön und aus einem altadlichen Hause, dabei aber arm, wie, mit Respect zu sagen, eine Kirchenmaus, und verliebt, wie eine Ratte. Der deutsche schöne gnädige Herre und seine Burg stach der Römischen Hexe gewaltig in die Augen; sie suchte ihn so lange

anzukirren, bis er Ernst machte; kurz und gut, er ließ sich mit ihr zusammen geben und glaubte Wunder, was für eine rare Perl er mit heimbringe. Aber wie das Sprichwort — ne! aber da sie sich kaum ein wenig im Neste ausgewärmt hatte, wollt' ich sagen, da kroch ganz unvermuthet ein Küchlein aus, und der Herr Ritter schnitt wunderbare Gesichter. Was konnte es helfen! Ein Kind ist immer besser, als ein Kalb; wollte er sich nicht auslachen lassen, so mußte er an alles glauben, als stånd es in der Bibel. Die verschmitzte Römerin kam fast schöner aus dem Kindbett, als sie hineingestiegen war, und kaum hatte sie ihren Kirchgang gehalten, als ihr nach und nach zu Hause alle Thüren und Fenster zu eng und niedrig wurden. Wollte der gute Herr Ritter Ruhe haben, so mußte er stets mit ihr herumkutschiren, zu Turnieren und Komödien, wobei sie denn zum schönen Dank

immer nach Andern guckte und ihrem Herrn oft gar schnödde begegnete."

„So trieb sie ihr Wesen viele Jahre, ohne daß ein weiterer Ehesegen sich zeigte, und starb zu gutem Glück, weil sie sich bei einem Schleifer erhitzt hatte, da die kleine — ja! den Namen habe ich vergessen, ich dächte wir nennten sie Fräulein Marianchen — ungefähr zwölf Jahr alt war."

„Der Herr Ritter gab sich nun freilich aus Christenliebe alle Mühe, den kleinen Wildling zu einem guten Fruchtbäumchen heranzuziehen, und verschrieb ihr recht geschickte Gouvernanten und Informators; aber — nehmen Sie mir es ja nicht übel — der Apfel fällt nicht weit vom Stamme! Dabei sah der kleine — schwarze Engel, ob er gleich dem Papa nicht ein bischen ähnelte, doch gar abscheulich schön aus, und so widerharig er war, so hatte doch jedermann, der ihn anguckte, ordentlich seinen Narren an ihm gefressen; denn hatte Marianchen

gleich ein recht gelbes Italienergesicht, so trug sie doch auch ein paar Augen im Kopfe — hu! durch neun eiserne Thüren! Nun, was brauch' ichs Ihnen erst lange zu sagen? — Sie werdens ja wol selbst gestern gesehen haben!"

Der Baron brach in ein lautes Gelächter aus, und stieß Freising an. „Ohne Glossen, Jacob!" sagte dieser, ein wenig gereizt.

„Nun das Fröhlen Marianchen" — fuhr dieser fort — „wuchs heran wie ein Orgelpfeifchen, und der Geist der Frau Mutter war doppelt und dreifach in sie gefahren. Sie ließ dem Papa Tag und Nacht keine Ruhe, ihr immer schöneren Schmuck und schönere Kleider, heute eine goldne Uhr, morgen ein paar Ohrringe, übermorgen einen neuen Fächer zu schaffen, und ihr Ein Vergnügen nach dem andern zu machen. Bald mußte er eine Jagd anstellen, bei welcher sie sich zu Pferde, einen Grünspecht

oder Falken, oder was es sonst für ein Aas war, auf der Hand, den eingeladenen Rittern zeigte; bald mußte er zu einer Hochzeit, bald zu einer andern Lustbarkeit anspannen lassen, wo das Fräulein, war es gleich das jüngste unter den sämmtlichen Herrschaften, die Gewalt ihrer Augen immer so gut zu brauchen wußte, daß die andern Fräuleins sich fast zu Tode ärgerten. Die mochten ihr denn auch nachsagen, was sie nur wollten; sie trieb es nur um so ärger. Die Männer und jungen Herren sprachen schon besser von ihr!"

„So sehr es ihr gefiel, Alt und Jung am Narrenseile herumzuführen; so spielte ihr die Liebe doch endlich auch den Possen, daß sie sich selbst ganz im Ernste verplämperte. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis der Henkel bricht, sagte immer der Herr geheime Kriegsrath!"

„Ihr Herzauserwählter, war mit Respect zu sagen, ein steinreicher Prinz, ich glaube

aus Portugall und Spanien, dessen Temperament sich zu ihrem vollkommen schickte. Aber, wie immer der Knüppel beim Hunde liegt, und der Teufel bei der Kirche ein Wirthshaus bauet; so war der Herr Prinz so ganz entsetzlich steinreich und hochmüthig, daß er durchaus keine Andere heimführen konnte, als die ihm gleichergestalt alles in Scheffeln mit in seine Spanischen Schlösser bringe. Das gab er denn auch einmal dem Fräulein Mariancher, so grausam er in sie geschossen war, ganz rund zu verstehen. Da fuhr wie ein Wind der Habsuchtsteufel zu dem Liebesteufel in ihre arme Seele!"

„Leider Gottes! hatte sich die selige Mama, oder sonst jemand, etwas von dem Schatze der Raubgrafen gegen sie verlauten lassen, und von nun an hörte das Fröhlen alle Nächte das Klimpern im Keller."

„Das Sprichwort sagt: Jugend hat nicht Tugend, und: wer Kohlen angreift, macht sich schwarz — nun! mit der Tugend

hatte es bei Marianchen ohnedieß keine große Noth. Der schöne Spanische Prinz war zu oft auf der Burg eingekehrt, und das verliebte Fröhlen war zu oft mit ihm allein herumspaziert, als daß der böse Feind nicht sein Spiel getrieben hätte. Sie furchte sich nun sehr, vor aller Welt zu Schanden zu werden, war darüber entsetzlich desperat, und sang Tag und Nacht: es gehe, wie es gehe, mein Vater in der Höhe — nu! oder so etwas. Sie wollte den Prinzen doch gewiß zum Gemale wegschnappen, und hätte er Töpfchen malen können. Es rumorte alle Nächte immer ärger vor ihren Ohren, daß es ordentlich eine Schande war."

„In einer derselben, wo man keinen Hund aus dem Hofe gejagt hätte, warf sie sich abermals auf ihrem Bettchen herum; da schlug der Thurmseiger, das Nachtlichtchen löschte aus, es knisterte in den Bettumhängen, und eine schauerliche Luft wehte sie an. Sie war zwar überhaupt eben nicht

zaghaft; doch wurde ihr dießmal recht graus-lich ums Herze. Allein sie faßte sich bald wieder, und zog den Vorhang ein wenig zurück. Da streckte ihr eine Frau in einem Leichenhemde langsam den Kopf entgegen, daß sie so zu sagen vor Schreck ordentlich wie in Ohnmacht fiel."

„Fürchte dich nicht, Mariane" — sagte das weiße Gespenst, und der Stimme nach war's ihre Mutter — „ich weiß, was dich nicht schlafen läßt, und will dir helfen. Ziehe dich geschwind an und folge mir; wenn man Sperlinge fangen will, muß man nicht mit Knütteln drein werfen, und: im Zipfel fängt man die Fische! — nein! das sagte das Gespenst eigentlich nicht, aber doch: der Schatz ist so gut, wie in deiner Ficke!"

„Diese letzten Worte bliesen gleich eine entsetzliche Courage in ihr an, und da sie überhaupt sehr keck und frech war, so warf sie sich geschwind in ihr Saloppchen, betete ganz heimlich ein gläubiges Vaterunser, und

ging dem verdammten Geist auf dem Fuße nach; doch immer zehn Schritte vom Leibe. Mit großen Herrn ist nicht gut Kirschen essen! mochte das Fräulein denken. — —"

Doch wir fürchten, mit dem vollständigen Bericht des alten Jacob, der nach Art alter Leute etwas breit erzählte, die geneigten Leser zu langweilen, und wollen ihn ablösen!

Die weiße Gestalt schritt immer schneller und schneller vor sich hin; alle Pforten thaten sich, ohne nur zu knarren, vor ihr auf; selbst die große, schwere Kellerthüre, welche mit mehrern Schlössern und Riegeln verwahrt war, als alle übrigen der ganzen Burg, sprang in die Höhe, wie bei einem Erdbeben.

Als der Geist und das Fräulein in den letzten Keller gelangt waren, glaubte die letztere, am Ende ihrer nächtlichen Reise zu seyn; aber sie irrte. Denn jetzt öffnete sich vor dem Geiste eine Fallthür, und nun zeigte

sich ein langer, ganz in Felsen gehauener Gang, in dessen Tiefe ein blaues Licht schimmerte. Die Burgfrau wandte ihr Gesicht noch einmal nach dem Fräulein, winkte dringender, und schritt von neuem voran. Das Fräulein bekämpfte, so schwer es ihr ward, den letzten Rest ihrer Furcht.

Als man auf diese Weise zu einem großen schwarzen Steine gelangt war, verlöschte das schwefelblaue Flämmchen; aber ein wunderbarer Glanz drang aus der Erde, und erleuchtete das ganze unterirdische Gewölbe. „Wirf ein Zeichen darauf" — sagte das Gespenst und deutete auf eine Stelle. — „Drei warme Blutstropfen, aus dem Herzen eines neugebornen ungetauften Kindes in einer zwölften Stunde der zwölf Nächte hier vergossen, sichern dir den Besitz von zwanzig Braupfannen gediegenen Goldes!"

Das Ritterfräulein, ob wol von Grausen befallen, mochte doch von diesem Gebrauch schon zuvor zu gut unterrichtet seyn,

um etwas so Nothwendiges zu verabsäumen. Sie knüpfte augenblicklich ihr Haartuch ab; die Burgglocke schlug zwölf; der Geist verschwand und — sie lag, in Schweiß gebadet, auf ihrem Bette.

Indem sie noch mit sich selbst zu Rathe ging, ob ihr dieß alles in Wahrheit begegnet, oder nur ein lebhafter Traum ihr erschienen sei, bemerkte sie mit Vergnügen, daß die Lampe noch brenne; sie fuhr unwillkührlich nach ihren rabenschwarzen Haaren, aber die schönen Locken wallten zerstreut über Hals und Busen; von dem Tüchlein, womit sie gewöhnlich zusammen gehalten wurden, war weder auf dem Kopfe, noch im ganzen Bette, so genau sie alles durchsuchte, eine Spur zu finden.

Sie erschrack nun freilich über diese Entdeckung; allein in demselben Augenblicke kam ihr der Spanische Prinz und der ungeheure Schatz wieder ins Gedächtniß, und diese lockenden Bilder waren für sie so ent-

zückend, daß sie nach einiger Zeit sogar in recht sanften Schlaf fiel.

Als sie, bei hellem Sonnenlichte, wieder erwachte und die Erinnerung an die vergangene Nacht sich ihr aufdrängte, fühlte sie freilich große Beklemmung. Indessen schlug sie sich bald alles aus den Gedanken, weil kurz darauf der Spanische Prinz wieder anlangte, mit dem sie sich, wie immer, nicht wenig ergötzte. Doch beim Abschiede wurde ihre Freude gestört; denn der Prinz theilte ihr die Nachricht mit, daß er ein halb Jahr lang abwesend seyn und erst dann sie wieder umarmen werde.

Jetzt hätte es dem Fräulein obgelegen, das unter ihrem Herzen liegende Geheimniß nicht länger zu verschweigen. Allein ihr Stolz und der Gedanke, daß der Prinz dann vielleicht um so eher ihre Hand verschmähen könne, hielten dieß Bekenntniß zurück.

Die beiden Liebenden schieden unter den feurigsten Umarmungen von einander, und das Fräulein warf dem Prinzen, von dem Söller der Bergveste noch so lang Küsse nach, als sie nur das Mindeste von ihm sehen konnte. Kaum war sein Federbusch in den hohen Bäumen gänzlich verschwunden, als sie aufs neue bei sich selbst schwor, ihn zum Gemal zu erringen, und sollte sie Alles dafür aufopfern!

Die Lockungen des bösen Feindes hörten nun nimmer auf. Vor allen Dingen hielt das Fräulein für nöthig, zu untersuchen, ob auch die Fallthür an Ort und Stelle anzutreffen sei. Sie benutzte hiezu einen Abend, da im Schlosse weidlich gezecht wurde, und siehe, im Fußboden des untersten Kellers fand sich, unter Sand und Schlamm verborgen, in That und Wahrheit eine eiserne Thüre.

Diese Entdeckung, verbunden mit allen Umständen, die ihr von dem Schatz der Raubgrafen schon früher erzählt worden waren,

ließen sie nicht länger zweifeln, daß ihr die Hebung des Schatzes vom Schicksal bestimmt sei; nur vor der Bedingung grauete ihr. Lange Zeit arbeitete sie an sich selbst, diesen letzten Rest von Gefühl zu überwinden, und ihre glühende Leidenschaft nebst den rastlosen Eingebungen des Teufels leistete ihr hierin trefflichen Beistand.

Schon fing sie an, auf Mittel zu sinnen, wie die Bedingung erfüllt werden könne; schon hatte sie ihr Herz so schrecklich verhärtet, daß sie insgeheim, unter dem Anschein freundlicher Milde, Erkundigung einzog, welche Frauen unter den Knechten und Unterthanen ihres Vaters guter Hofnung wären; schon sann sie auf eine List, eins dieser Kinder zu entwenden. Allein, da aller Nachforschungen ungeachtet, kein Lamm zu diesem höllischen Opfer sich vorfinden wollte, da — gab ihr endlich der Teufel den entsetzlichsten aller Gedanken in das habsüchtige, von Stolz und Wollust verblendete Herz.

Das Fräulein verbarg von nun an ihren eignen, noch von Niemand bemerkten Zustand weit sorgfältiger; wüst, still, ohne mit den starrenden Augen selbst das Nächste zu sehen, ging sie oft im Hause herum und durchstrich die umliegende Gegend; oft wieder sprach sie mit den Aermsten so herablassend, so himmlisch freundlich, wie ein Engel des Lichts. Je näher das Weihnachtsfest rückte, je unstäter und freundlicher ward sie; alle wunderten sich insgeheim, was das Fräulein so gänzlich verändere. Dann bezog sie das abgelegenste Zimmer der ganzen Burg, und entfernte des Nachts mit herrischem Befehl jedes menschliche Wesen aus ihrer Nähe.

Als in der siebenten von den zwölf Nächten, die Mitternachtstunde herannahete, fühlte sie plötzlich unsägliche Schmerzen. Alle ihre, schon im Voraus gesammelte Standhaftigkeit wollte kaum ausreichen; doch sie rief sich die ihr drohende Schande, das

Bild

Bild des Spaniers, den unermeßlichen Schatz, mit furchtbarer Herzensverstockung so oft in die Gedanken zurück, daß sie alle Qualen, ohne laut zu jammern, überwand. Dann versank sie in Bewußtlosigkeit, und, als sie wieder zu sich selbst kam, schlug eben die Uhr eilf; die Lampe verlöschte; der weiße Geist stand wieder vor dem Bette.

„Gieb mir das Kind!“ — rief die Schattengestalt im Leichentuche — „ich will es opfern für dich! In der neunten der zwölf Nächte ruhet der Schatz unterm schwarzen Steine; warte dann meiner; denn später rückt er abermals weiter!“

Die abscheuliche Mutter bebte — doch reichte sie das Kind dem Geiste, der damit augenblicklich verschwand. Es schlug zwölf Uhr; ein schrecklicher Sturm erhob sich, warf alle Schornsteine, selbst die Thürmlein der Burg, herunter, zertrümmerte Thüren und Fenster. Kaum hatte er sich gelegt, als der um seine Tochter besorgte Ritter ihre

Dienerinnen sandte, um nachzusehen, ob ihr ein Unglück widerfahren sei. Man erbrach, da sie nicht öffnete, die Thüren, und sie bemühte sich umsonst, den Zustand, in dem sie sich befand, vor den Weibern zu verbergen.

Wo ist das Kindlein? riefen die Zofen und Weiber mit Grausen; nirgends war es zu finden. Des Fräuleins wildes, furchtbares Wesen, ihr schreckliches Lächeln, der wüthende Sturmwind enträthselte ihnen, was geschehen war; noch deutlicher aber ward Alles, als man von ihren Gemächern aus bis in den untersten Keller einzelne Blutstropfen fand, deren Spur sich dort an der Mauer verlor. Das Fräulein konnte nicht länger läugnen.

Das Gerücht von der gräßlichen That verbreitete sich in der ganzen Gegend, die durch den ungeheuren Sturm aufgeschreckt worden war. Auch der mit dem festen Entschluß, die Geliebte heimzuholen, zurückge-

kehrte Spanische Prinz erfuhr davon, und gerieth in die gränzenloseste Wuth. Er warf sich auf das schnellste seiner Rosse, und stürmte unvermuthet in das Krankenzimmer.

„Ist es wahr, Entsetzliche! das Pfand unserer Liebe hast du der Hölle geopfert?“ — donnerte er ihr entgegen.

„Für dich, Antonio!“ — versetzte das Fräulein, schmachtend und fieberhaft glühend.

„Fahr zur Hölle!“ schrie gesträubten Haars der Prinz, stieß ihr den Dolch in die unmenschliche Brust, und begab sich schleunigst auf die Flucht.

Der alte Ritter, dem die schreckliche Begebenheit alles Weltliche verleidete, überließ nun seine Habe den Mönchen, und begab sich ins Kloster. Späterhin wurde die Burg in Kriegen so verwüstet, daß keine Spur mehr vorhanden ist. Aber noch immer liegt der Schatz in jenen Felsen vergraben, und kann nur durch das Herzblut eines neu gebornen Kindes gehoben werden. Der Geist

des Fräuleins wandelt in mancherlei Gestalten, bald als Jägerin mit einem Falken, bald als Hirtenmädchen, bald als ein häßliches zahnlückiches Waldweib, bald unter einer andern Gestalt, dort um, und sucht die Jünglinge durch teuflische Liebeskünste, die Mädchen durch kupplerischen Beirath zu Hebung des Schatzes zu verführen.

„Darum, lieber gnädiger Herr!" — schloß der ehrliche Jacob seine lange, oft unterbrochene Erzählung — „bedenken Sie Ihre theuer erkaufte Seele und Ihre Pferde, und hüten Sie Sich künftig vor dem verwünschten Mordwege! Sie besinnen Sich doch wol noch auf das Kammermädchen Jeannette, das nach der sel. Mama Tode noch auf dem Schlosse blieb?"

„Nun ja, ja!" — erwiderte der Baron — „aber was soll das?"

„Ich werde mein Lebstage daran denken, was der selige Herr geheime Kriegsrath einmal sagte, da ich das Haubenband von dem

Mädchen in seinem Cabinet fand und, weil ich die Jeannette für eine Spitzbübin hielt, ein grimmiges Spektakel erhob — „Jacob!" sagte er — „Was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz!" — Ich habe ihn mein Lebstage nicht so böse gesehen — ja, ja! — laß deinen Vorwitz, sagten immer der selige Herr Papa!"

„Schon gut! jetzt lass' decken!" — versetzte Rothschild — „Ich weiß nicht, wie wir das alberne Zeug so lange mit anhören konnten!" wandte sich dann gähnend zu Freising, und beide gingen mit einander zur Tafel.

Am nächstfolgenden Tage, da man wieder völlig ausgeschlafen hatte, sah man die Begebenheiten der kleinen Reise zwar mit etwas gleichgültigern Augen an; doch blieb das Abenteuer in der Felsgegend und die angenehme neue Bekanntschaft in Frankenau noch immer ein Gegenstand mancher angenehmen Erinnerung. Mit der Zeit schien

jedoch auch dieß Andenken, von neuern kleinen Begegnissen gänzlich verdrängt zu werden, und man erwähnte jener Reise höchstens nur dann, wenn man sich gegenseitig ein wenig aufziehen wollte.

So gleichgültig indessen beide Freunde einander gegenüber die Sache behandelten, so war es ihnen ums Herz doch ganz anders. Freising konnte die niedliche, ihm Erdbeeren anbietende Waldschöne, Rothschild die Dame im Schleier durchaus nicht vergessen. Der feurige Blick aus den pechschwarzen Augen der Erstern, der sanfte, huldvolle aus den kornblauen der Zweiten hatte zu tief Wurzel geschlagen, als daß andere, an sich recht hübsche Augen einen dauernden Eindruck gemacht hätten. Jeder von ihnen stellte immer Vergleichungen an, die zum entschiedensten Vortheil der unbekannten Einzigen ausschlugen, und jeder wollte und konnte die Hofnung nicht aufgeben, der, wie nicht zu läugnen stand, etwas räthsel-

haften Dame seines Herzens durch ein glückliches Ohngefähr auf die Spur zu kommen.

In dieser Absicht unternahm man denn auch, ohne von ihr etwas gegen einander zu erwähnen, öfter als sonst, bald vereinigt, bald getrennt, kleine Reisen nach Frankenau oder einem andern der umliegenden Orte. Sollte Freising daran Theil nehmen, so mußte man nicht füglich anders, als wenigstens ein Stück auf der Bergstraße, zu dem vorgesteckten Ziele gelangen können.

Ziemlich ein Jahr war bereits unter dergleichen geheimen, aber fruchtlosen Nachforschungen verflossen, als Freising eines Tages in der That durch ein Geschäft nach einem entfernten Dorfe gerufen ward, zu welchem sich allenfalls auch auf dem stillen Wege gelangen ließ. Er lächelte zwar über sich selbst, zog aber doch diese Straße abermals einer weit nähern vor.

Es war einer der schönsten Sommermorgen nach einer Gewitternacht; der Himmel

schien flüßiges Gold, und die Sonne nur der Mittelpunct dieses glänzenden Meeres; die Blumen, von dem Regen erquickt, prangten mit den frischesten Farben, die Blätter mit so durchsichtigem Grün, als wollten sie dem Rasen unter sich durchaus keinen Schatten machen. Selbst die schwarzen, sonst recht traurigen Tannen schienen sich mit kräftigem Dunkelgrün angethan zu haben, und an ihren rauschenden Zweigen hingen die Regentropfen gleich unzähligen Perlen und Edelsteinen.

Gemächlich, seinen Gedanken und Träumen überlassen, ritt Freising durch das duftende Thal. Ohne es selbst zu wissen, vielleicht nur um den muntern Vögeln nichts nachzugeben, summte er vor sich eine Melodie, und brach zuletzt laut in des Ritter Toggenburgs Liebeslied aus:

„Und so saß er viele Tage,
Saß viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenster klang;

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte — —“

In diesem Augenblick klang zwar kein Fenster, wol aber erscholl schmelzender Gesang auf einer Anhöhe, den er noch von der ersten Reise durch diese Gegend nur allzugut kannte.

Er horchte hoch auf; das Lied schien Italiänisch. Er wandte die Augen überall umher, und warlich die Erdbeerschöne, dießmal zwar nur in schwarzer, ganz ländlicher Tracht, aber die glänzenden Haare auf das zierlichste mit Feuerroth durchwunden, saß gar unschuldig auf einer mit Rasen bewachsenen Felsenhöhe, und weidete einige Ziegen.

Allerdings fiel ihm jetzt die Maske als Hirtin ein, in welcher sich nach Jacobs Erzählung das Bergfräulein zu Zeiten zeigen sollte; allerdings schien auch das Gesicht des Mädchens ziemlich Italiänisch, und die Augen — nun! die Augen waren leibhaftige

Sonnen! Indeß schien die Schöne doch auch so unbefangen, und so wenig einem bösen Geiste ähnlich; sie schäkerte so kindlich mit ihren Ziegen, daß man bei ihrem Anblick durchaus an nichts Uebernatürliches und Gespensterartiges denken konnte.

Freising band also unverzüglich sein Rößlein an einen Stamm und schlich sich auf schmalen Fußsteigen die Felsen hinan, um die trillernde Sängerin noch länger zu belauschen. Da aber der Weg ziemlich steil war, so ging es so ganz ohne Geräusch nicht ab. Die Schöne ward ihn gewahr, schien erst ein wenig überrascht, ging aber dem Fremdling, den sie wieder zu erkennen schien, ungemein freundlich entgegen.

Freising, über dieß Wiedererkennen nicht wenig erfreut, unterließ nicht, sie auf das höflichste anzureden, und erhielt zwar eine deutsche Antwort, doch in ziemlich fremder Mundart. Fast schien es ihm, als mische sie mitunter Holländisch ein, als koste es

ihr einige Anstrengung, von der hier in der Gegend gewöhnlichen Bauersprache nicht dann und wann etwas einfließen zu lassen.

Desto besser wußte sich die schwarzäugichte Hirtin durch Blicke verständlich zu machen, und diese sagten dem verliebten Gerichtsverwalter, er werde nicht ganz ungern gesehen. Zuletzt gestand ihm das Mädchen, daß gutes Deutsch ihr noch nicht ganz geläufig sei, und fiel nun wechselsweise in das Französische und Italiänische, worin ihr flinkes Züngelchen desto geübter schien.

Der Ertrag dieser langen, von Freising auf das zärtlichste geführten, doch auch auf das listigste hin und her geleiteten Unterredung war kein anderer, als die Ueberzeugung, daß ihm die schöne Kleine seit der ersten Zusammenkunft auch ziemlich gewogen geblieben sei; allen seinen Fragen nach Stand, Vaterland und Wohnung aber wußte sie sehr geschickt zu entschlüpfen. Davon zu reden sei ihr verboten — sagte sie

ihm beim Abschiede, da er etwas heftiger in sie drang — Wolle er sie zuweilen aufsuchen, so werde er sie von Zeit zu Zeit auf dieser Stelle wieder treffen; nur solle er behutsam seyn, und nie kommen, wenn er Jemand bei ihr erblicke.

Hiermit mußte sich denn Freising für dießmal begnügen, besonders weil er noch vor Abfluß der Gerichtszeit an Ort und Stelle eintreffen wollte, und seine Uhr ihm zu eilen gebot. Von manchem feurigen Blick begleitet, setzte er sich wieder auf, und die Schöne mit ihrer kleinen Heerde verlor sich auf der entgegengesetzten Seite in die Felswände.

Wider sein Erwarten, und, weil er je eher je lieber wieder zurück wollte, auch wider seinen Wunsch, fesselte ihn sein Geschäft bis gegen den Abend. Obschon der Himmel mit Wiederholung des gestrigen Donnerwetters drohte, ließ er sich doch nicht

halten, sondern machte sich eilig auf den Weg.

Allein diejenigen, die ihm freundlich ein Nachtlager angeboten hatten, waren sehr einsichtsvolle Wetterverständige gewesen. Denn schon nach einigen Stunden und viel zu frühzeitig verdunkelte sich der Himmel; der heftigste Sturm diente dem erhabenen Naturschauspiele selbst gleichsam zur Ouvertüre. Es fing allgemach an leise zu tröpfeln; es donnerte von weitem. Das Wetter rückte näher; Sturm und Regenguß, leuchtende Blitze und schwarze Finsterniß, wechselten furchtbar mit einander ab.

Er mochte sich jetzt noch so gut der Regel erinnern, man solle beim Gewitter nicht unter Bäumen verweilen, was half es ihm? er war mitten im Walde! Er setzte daher mit stoischer Verzichtleistung auf Leben und Trockenheit seinen Weg, so gut er ihn finden konnte, zu Zeiten über Steine und abgebrechne Baumstämme fort, gerieth von

Abweg auf Abweg, wußte bald nicht mehr, ob er vor- oder rückwärts müsse, und pries sich endlich glücklich, als ein überragendes Felsenstück ihm und seinem triefenden Röß-lein ein schirmendes Obdach anbot.

Als er hier ungefähr ein Viertelstündchen Beobachtungen angestellt hatte, schien sich das Wolkenheer im Siegessturm zu entfernen; nur kleinere Wölkchen, Nachzüglern ähnlich, sprühten noch kleine Tropfen. Ein dumpfes, vom Echo vielfältig wiederholtes Geheul, zog seine Aufmerksamkeit nach einer Schlucht, die bis jetzt Schlagregen und Nebel völlig verdeckt hatten. Nicht ohne Stutzen bemerkte er dort einen leuchtenden zuckerhutförmigen Hügel mit verschiedenen düster brennenden Puncten, von welchen Rauchsäulen in die Höhe wirbelten. Einige riesenartige, schwarze Schatten, recht, wie auf Höllenbreughelschen Gemälden, mit ungeheuern Gabeln und Schürstangen bewaffnet, bewegten sich bald langsam, bald schnel-

ler auf dem dunkel glühenden Grunde; colossale schwarze Hunde, dem höllischen Cerberus nicht unähnlich, gingen ihnen zur Seite. Doch schienen diese Teufel mit dem heftigen Elemente eher zu kämpfen, als seinen Ausbruch zu befördern; schienen eher bemüht, die von dem gräßlichen Donnerwetter verursachten Verwüstungen bestmöglichst wieder herzustellen, als solches wol gar selbst erregt zu haben.

Diese Bemerkung und — die augenblickliche Erinnerung, daß der schwarze Riese, der einst dem holden Waldfräulein winkte, mit diesen Figuren sprechende Aehnlichkeit besaß, zerstreuten nicht nur jeden Gedanken an Furcht, sondern führten auch zu der angenehmen Vermuthung, der feuerspeiende Berg sei nichts mehr und nichts weniger, als — ein rauchender Meiler, die ihn bewachenden Teufel nichts, als — leibhaftige Kohlenbrenner.

Sonach schöpfte Freising die, bei diesem Schlackerwetter recht erfreuliche Hofnung, die Nacht über doch noch ein Unterkommen zu finden; eine noch weit schönere verband sich damit, nämlich die, bei dieser Gelegenheit vielleicht auch von der sonnenäugichen Unbekannten etwas Genaueres zu erfahren.

Er nahm nun sein Pferd beim Zügel, wand sich mit ihm, so gut es angehen wollte, durch das träufelnde Gehölz, und gelangte, wenn schon oft strauchelnd und ausglitschend, zu dem, wie es schien, um ihn ganz unbekümmerten Geisterballet. Jetzt mochten die Höllenhunde seine Spur erwittern; wenigstens schlugen sie so vernehmlich an, daß der Wiederhall alle Backen voll zu thun bekam.

Durch diese Meldung aufmerksam gemacht, wandte sich nun auch der Größte der Riesen nach ihm um; warlich, wenn Freising nicht alles täuschte, so war es der Mohr, der seine Schöne bewachte!

„Hoho,

„Hoho, Landsmann!“ — begrüßte ihn der Riese mit rauher Stimme — „hat euch auch das liebe Herrgottswetter erwischt? Heunt werdet ihr beim alten Adam herbergen müssen, und wärt ihr der allergnädigste Landesvater!“

„Wenn ihr mich aufnehmen wollt“ — erwiderte Freising, durch diesen gastfreien Empfang sehr erfreut.

„Hoho! das will ich glauben!“ — war die Antwort — „denkt ihr, unser eins ist ein Eisbär, und weiß nicht auch, was Geschick hat. Macht kein eitel Geschwätz, und kommt mit!“

„Meine Eve wird Augen machen!“ — fuhr der alte Köhler fort — „He! Abel! Seth! Hanoch! habt indeß wol Acht; sonst setzt's was!“

Bei diesen Worten gab er Freising die schwarze Faust, schüttelte ihm mit deutscher Treuherzigkeit die Hand so kräftig, daß dieser beinahe aufschrie, und führte ihn durch

ein Portal von Felsenwänden, in dessen Grunde eine Art Wohnung sich zeigte.

Die eine Wand der Hütte war, wie der Augenschein lehrte, ziemlich für die Ewigkeit gebaut; denn sie bestand aus einem massiven Felsenstück; die übrigen hingegen schienen desto hinfälliger; denn sie waren nur von Lehm und Stroh aufgeführt. Von dieser Lehmmauer waren einige alte Breter auf den entgegenstehenden Felsen gelehnt, und diesen Verschlag nannte der ehrliche Adam seinen Stall, in den er auch ohne weiteres Freisings Pferde seinen Aufenthalt anwies. Von dem Dache, welches das ganze Palais schützte, läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben, ob es aus Bretern oder Strohschoben gefertiget war. Denn das Gesträuch, Farrenkraut und Moos der Felsenwand breitete sich nachbarlich freundschaftlich mit darüber hin, und diese Plateforme schien mit dem wuchernden Grün gewissermaßen aus dem Ganzen gegossen.

„Da bring ich dir ein verirrtes Schaaf, Eve!“ — hub der alte Köhler an, und zog den Gast in ein ziemlich geräumiges Behältniß, das nur von dem Heerde aus, einige Beleuchtung erhielt und mit einem Rauchfange die sprechendste Aehnlichkeit hatte — „Halt mir ihn ehrlich! — He! Enos! schnarchst du schon? — Kenau! Mahaleel! scheert euch von der Bank! — Ich komme schon wieder!“

Mutter Eve, die mit einer Miltonschen nicht im mindesten zu vergleichen war, vielmehr den eintretenden Fremdling auf das lebhafteste an die Waldweibchen-Maske des Bergfräuleins erinnerte, reichte ihm dennoch mit möglichster Höflichkeit die harte Hand, und stäubte mit der rußigen Schürze den einzigen vorhandenen Schemel ab. Dann warf sie mit hausmütterlicher Geschäftigkeit ein ungeheures Schwarzbrot auf den in den Boden befestigten Tisch, schleppte die hölzerne Butterbüchse, Ziegenkäse und, als Zu-

kost, verschiedene Waldbeeren und Bergwurzeln herbei; zuletzt, damit dem Mahle nichts Köstliches gebreche, fügte sie sogar einen großen braunen Krug mit einer Art Birnmost hinzu.

So wenig Freising zur Zeit Hunger und Durst verspürte, so mußte er doch diese gastfreien Gesinnungen thätig vergelten, und ließ sichs daher so gut schmecken, als er nur vermochte. Die Sprache der Köhlersfrau war so rauh, und ihr Dialect so schlecht, daß sich mit ihr nicht wol ein trauliches Gespräch anknüpfen ließ; die übrigen Zweige dieser zwar adamischen, doch längst aus dem Paradiese verbannten Familie aber standen, die Hände über den Bauch gefaltet, in scheuer Entfernung, und gafften den Fremdling nur neugierig an.

Die freie Romantik aller Umgebungen machte indeß Freising nicht geringes Vergnügen; nur um die Nacht ward ihm ein wenig bange, da er im Hintergrunde des Ge-

machs eine Art Bucht gewahrte, die zum Nachtlager des ganzen Stammes bestimmt schien.

Indem er noch seinen Gedanken Audienz gab, trat der alte Adam wieder herein. Er zog seine Ehehälfte auf die Seite, und schien sich mit derselben in tiefe Berathschlagungen zu verlieren.

„Es wird halt Nacht" — sagte er, da man mit einem: „Was! einmal ist keinmal!" die Unterhaltung abgebrochen hatte — „und der Herr wird müde seyn! Er soll in der Putzstube schlafen! Hoho! er wird Augen machen! Wart' er halt nur ein wenig!"

Mit diesem Trost verließ Adam die Rauchstube, blieb ein Weilchen im Vorhaus, trat dann wieder herein, und sprach: „Nu, in Gottes Namen! mache der Herr los!"

Freising, dessen Neugier durch die Erwähnung der Putzstube nicht wenig erregt wurde, befolgte diesen Befehl augenblicklich, wollte jedoch zuvor noch in den Stall, um

nach seinem Pferde zu sehen; allein dieß gab Adam durchaus nicht zu, und wurde hierüber beinahe grob. „Mach' er mir kein Wesen!“ — brummte der Köhler barsch — „Denkt er, wir werden die Mähre verhungern lassen? — Ne, wir sind auch Christen, und gute! Abel hat alles versorgt; der ist ganz versessen auf die Pferde!“

Adam öffnete eine noch fast neue Thüre, und schon das, aus einer Bergmannsblende hervorschimmernde Grubenlicht kündete, da solche Leute die Beleuchtung sonst nur mit Fichtenspänen abfertigen, allerdings etwas Vornehmes an.

„Gute Nacht“ — sagte Adam sich beurlaubend. — „Schließ er zu, so gut er kann, oder laß ers; hier stiehlt ihm kein Mensch was. Der liebe Gott und meine Bullen sind Wächter genug!“

Freisings in etwas gespannte Erwartung war zu bescheiden, um nicht übertroffen zu werden. Das Stübchen, bestand schon der

Fußboden in Tenne, schien nicht blos reinlich, sondern fast festlich, und erst neuerlich in den Felsenkessel hinaus angebaut. Er nahm das Grubenlicht, und beleuchtete alles genau. Die Decke war aus Baumrinden zusammengeschlagen; frisches Moos bekleidete die Wände. Der einzige Tisch war von blendendem Lindenholz, der einzige Stuhl mit rohrner Lehne, und sogar gepolstert. Auf einer Art Sims standen, als Aufsatz, auserlesene, blank geriebene Aepfel und Quitten, unter welchen einige Kürbisse mit sultanischer Größe sich blähten; hie und da waren natürliche Zweige an das Moos befestigt, auf welchen Rothkehlchen schliefen. An einer Seite stand eine große braune Truhe; auf der andern ein viereckiges Himmelbette, dessen schlangenförmig gedrehtes Gestäng und blauer Cattun-Teppich mit dem Innern, einem leichten, recht niedlichen Feder-Bettchen und halbseidnen, modisch ge-

streiften Ueberzuge, in dem auffallendsten Widerspruch stand.

Die sonderbare Mischung der Sanftheit und Rohheit in dieser Hütte, die Verbindung der Zierlichkeit mit rußiger Schwärze, die Vereinigung des alten und neuen Testaments — denn in der That erhob sich auf den Bettvorhängen ein weiß gedruckter Moses mit den Gesetztafeln und die Rotte Korah — vergnügten Freising nicht wenig, aber sie reizten auch seine Neugier noch heftiger, ja sie beunruhigten ihn sogar ein wenig. „Wie kommen die dürftigen, wildlebenden Köhler zu diesem, für sie kostbaren Geräth?" fragte er, in Gedanken hin und hergehend, sich selbst, und — stieß durch ein Ungefähr an den ansteckenden Schlüssel der Truhe.

Mochte auch sein Gefühl jede Nachforschung für Beleidigung des Gastrechts ausgeben; er war ja allein; er war sich ja bewußt, keinen Mißbrauch davon zu machen;

er war es ja vielleicht seiner eignen Sicherheit, seiner Selbsterhaltung schuldig, alles zu untersuchen.

Er öffnete leise den ziemlich gewichtigen Deckel, und sah zu nur noch größerer Beunruhigung die Truhe mit feiner Wäsche, modischen Kleidern und andern, zu der Garderobe einer Köhlersfrau gar nicht gehörigen Stücken bis über die Hälfte angefüllt. Sogar ein zierliches Brieftäschchen von Saffian, einige hübsche Ringe, etliche Schnüre Granaten und ein seidnes Börschen mit Gold lagen in einem Seitenkästchen.

„Sollte diese Ehrlichkeit und genügsame Armuth nur Schein seyn?" — sagte er zu sich selbst, und klappte den Deckel wieder zu — „sollte ich mich unter Räubern befinden?"

So wenig er sonst ängstlich war, so sprach doch der Augenschein zu deutlich. Alles, was er gesehen hatte, waren nicht

Dinge, in deren Besitz man Köhlersleute vermuthen konnte.

Doch das Unschlittlichtchen war schon dem Verlöschen nahe. Freising beschloß daher, sich des Betts bloß statt Sofas zu bedienen, verschloß das sehr einfache Schloß, legte seinen Hirschfänger neben sich, und überließ sich, so ausgerüstet, der über ihn einbrechenden Finsterniß.

Seine sich kreuzenden Gedanken ließen ihn nicht sogleich einschlafen; sein aufmerksam lauschendes Ohr vernahm noch einigemal hin und hergehen; dann wurde alles todtenstill. Ausser den von Zeit zu Zeit anschlagenden Hunden regte sich keine Maus.

Freising fragte endlich, da ihm der Schlummer doch nicht eben unwillkommen gewesen wäre, seine Repetiruhr um Rath. Sie gab schon zwei Uhr an. „So kommt ja bald wieder der Tag" — dachte er und lachte über seine erregte Phantasie. „Gute Nacht, Herr Furchtsamer!"

Etwa zwei Stündchen mochte er geschlummert haben, als ein lautes: Bon jour! den Schlafenden aufweckte. „Bon jour! bon jour!“ rief es aufs neue hinter seinem Bett, und da er den hintern Vorhang lüftete, rutschte ihm zugleich ein weißes Tuch entgegen, und er sah in einem Häuschen von Weidenruthen einen recht stattlich auf und ab kletternden Papagei. Bon jour! bon jour! kreischte der Grünrock immer fort, als glaubte er des Guten gar nicht genug thun zu können.

„Bon jour, mon coeur!“ — klang es nun auch auf einer andern Seite, und Freising glaubte schon, in dem Closet irgend eines verwünschten Prinzen zu seyn, wo nicht blos den Papchen, sondern auch den Tischen und Bänken Sprache verliehen sei. Er schlug hastig den vordern Vorhang zurück, und war in demselben Augenblick auf den Beinen; denn durch die ein wenig geöffnete Stubenthür guckte, den Schlüssel in

der Hand, nett, zärtlich, leichtfertig, allerliebst — das schöne Bergfräulein!

„Still, still!" — rief sie in französischer Sprache, die schon bei der gestrigen Morgenunterredung als Currentschrift beliebt worden war, da man sich der Italiänischen, der süßen Sprache der Liebe, nur zur Courtoisie *) bediente — „ich bin keinen Augenblick sicher. Mußte ich doch gestern Abend im Stall unterkriechen, damit Sie mich im Vorbeigehen nicht sehen sollten! Ja ja, bedauern Sie mich immer ein wenig! Hätte ich Sie nicht an der Stimme erkannt, wer weiß, hätte ich jemals erfahren, wer diese Nacht über in meinem Bette schlief!"

Dieser Gedanke jagte Glut auf Freisings Wange; das Mädchen sprach so leise und süß, ihre Augen begleiteten jedes Wort so seelenvoll, ihr Zeigefinger wies so schelmisch

---

*) s. das „wohlversehene Tintenfäßlein" und alle rechtschaffne Titulaturbücher!

auf ein paar der nettsten Pantöffelchen, die recht als Zeugen, daß sie wahr spreche, unter dem Vorhange hervorguckten.

„Wer sind Sie, holde Unbegreifliche?“ — zischelte er zärtlich bittend — „Sagen Sie mir Ihren Namen, sagen Sie mir —“

„Ich heiße Nanoe! Kommen Sie bald wieder dorthin, wo wir uns gestern sahen — ich — hören Sie nicht? ich muß zur Betstunde!“

Damit legte sie den Finger auf den Mund, als wollte sie ihm einen Kuß zuwerfen, unterließ es aber doch noch, und hüpfte leicht wieder fort; in der Rauchstube aber erhob sich ein geistlicher Gesang, womit die frommen Waldbewohner jederzeit ihr Tagewerk begannen.

Kaum war das Lied zu Ende, als der alte Adam, einen Napf mit Brodsuppe in der Hand, munter und treuherzig herein trat. Freising mußte mit dem hölzernen Löffel Bescheid thun, und er machte seine

Sachen desto besser, weil er hoffte, wenn er sich recht gefällig bezeige, Nanoe doch wol noch einmal zu sehen. Allein alle seine Schlauigkeit, noch einmal in die Rauchstube zu kommen, war vergeblich. Mutter Eva, von der er, wie er sagte, doch auch Abschied nehmen müsse, wurde herausgerufen; Abel führte das Pferd vor, und, da der alte Köhler, aller an ihn verschwendeten Beredsamkeit ungeachtet, durchaus keine Belohnung annehmen wollte, so machte sich Freising mit wahrer Bewunderung dieser gutmüthigen Menschen, doch auch mit manchem Räthsel auf dem Herzen, wieder auf die Reise.

„Nanoe!" — rief er erwachend aus tiefem Nachdenken, als er zuerst wieder das Schloß zu Rothschildshausen erblickte — „wer ist sie? wie kommt sie in diesen einsamen, verborgenen Winkel? warum fürchtet sie den Adam? warum verbarg sie dieser vor mir? — Ja, ja! wer das wüßte! —

Doch Geduld, ich werde sie wiedersehen; sie selbst machte mir Hofnung dazu — —"

Freising konnte sich, dieses Trosts ungeachtet, des Grübelns immer noch nicht erwehren. Eine Abenteuerin — ein gestohlnes Kind — eine Emigrantin, vielleicht eine recht vornehme Emigrantin, welche gefährliche Nachstellungen zu besorgen habe, — alle diese Möglichkeiten kreuzten sich durch seinen Kopf; dabei hätte er sich lieber selbst über die Schwäche seines Herzens recht derb ausgelacht, wäre nur dieses nach Wunsche gelungen. Indessen — da es vielleicht dem Baron um desto besser gelingen konnte, da Freising schon in voraus aus dem Munde des Freundes ein Gespött über „das Bergfräulein" oder „die kleine Zigeunerprinzessin" zu vernehmen glaubte, so beschloß er wohlweislich, von seiner ganzen, freilich noch sehr unvollkommenen Entdeckung nicht das mindeste zu erzählen.

Es gelang ihm noch gut genug, was in seinem Herzen vorging, dem Baron zu verbergen, und es mußte nur noch ein Mittel erfunden werden, die öftern Besuche im Felsenthal, wovon man sich incognito schon den schönsten Prospect machte, blos als zufällig und natürlich darzustellen.

— Auch dieß wurde gefunden. Freising war schon in frühern Zeiten ein eifriger Freund der Botanik; jezt wurden die Pflanzenbücher wieder vorgesucht und einige neue botanische Schriften verschrieben; so oft der Baron einen Ritt machte oder Gesellschaft kam, mußte der Gerichtsverwalter durchaus in den Wald, um zu botanisiren.

Freising kehrte gewöhnlich sehr vergnügt von diesen Wanderungen zurück; denn fast immer hatte er, ausser ganzen Kräutergarben, von welchen er gelegentlich gegen Rothschild viel Rühmens machte, auch das so sehr gewünschte und geliebte Blümchen Wunderhold — die feurig zärtliche Nanoe gefunden;

den;

den; fast immer wallte sein Herz in schönerer Hofnung, und, um die Wahrheit zu sagen, vor Liebe thörigter.

So gern jedoch Nanoe, so oft sie ihrem strengen Frauenwächter unter dem Vorwande des Ziegenhütens entschlüpfen konnte, an dem Ort des beliebten Stelldicheins sich einfand; so vertraulich sie mit dem Botaniker ward; so eng sich nach und nach die Herzen, zu Zeiten wol auch die Arme, verschlangen; so erfuhr Freising doch nur wenig, was zu näherm Aufschluß gedient hätte.

Zwar erzählte Nanoe wol beiläufig von fremden Ländern, von schwarzen Menschen, von großen Schiffen; zwar bestätigte ihre vielseitige Kenntniß fremder Sprachen, die Freising zum Theil selbst dem Klange nach nicht bekannt waren, ihre Erzählungen nur zu deutlich; zwar ließ sie es sich wol abmerken, daß sie einen abwesenden, in gewissen Puncten sehr scharfen Vater habe; aber von dem weitern Zusammenhange wollte sie, so

zärtlich Freising auch bat, durchaus nichts entdecken. Sie habe es heilig versprechen müssen — sagte sie dann — und sie kenne die Pflicht, jedes, auch — ein seelenvoller Blick begleitete diese süßen Worte — auch, wenn er selbst wolle, das ihm gegebene Versprechen zu halten! Vielleicht — ja hoffentlich — setzte sie hinzu — werde in Kurzem das ganze Geheimniß an den Tag kommen!

Hiermit mußte sich denn der, wie er sich selbst in ruhigen Augenblicken eingestand, in der That ziemlich unüberlegte Liebhaber begnügen, zumal da sein Gehorsam und seine Huldigung mit allem Feuer eines unschuldigen, sein Gefühl nicht verhehlenden Herzens vergolten ward.

Als das Idyllenleben des glücklichen Paares, wovon wir keine weitere Nachricht haben, ungefähr ein Vierteljährchen gedauert hatte, und der mit seinem braunen Blätterkranze heranziehende Herbst aller erotischen

Poesie im Freien eine Unterbrechung drohte, saßen der Baron und Freising eines Abends am Camin, und Rothschild leitete, in süße Erinnerungen verloren, das Gespräch auf die veilchenblaue Dame. „Lachen Sie, Freising!" — sagte er — „lachen Sie, wie Sie wollen, ich kann ihr Bild doch nicht vergessen! O, sollte mir es je gelingen, sie wieder zu sehen, wie glücklich würde ich seyn! wie unterhaltend würden dann unsre Abendgespräche werden; wie treulich wollte ich Ihnen alles erzählen, was Glück und Liebe mir zuwendete!"

Diese freundlichen Worte trafen stark auf Freisings Herz; er hielt sein langes Stillschweigen für einen Verrath an der Freundschaft; er hustete und suchte eine Einleitung.

„Lieber Baron!" — fing er an — „was würden Sie sagen — —"

„Erschrecken Sie nur nicht" — stolperte Jacob ins Zimmer, und verwickelte sich vor

allzugroßem Eifer mit dem Hufeisen seines Absatzes in den Fußteppich — „nun werden Sie nicht mehr lachen über das Bergfräulein! Es ist ein ungeheurer Schatz, und auch ein todtes Kinderleichnamchen gefunden worden; alleweile bringt es die Botenfrau mit!“

„Das todte Kinderleichnamchen?“ — fragte der Baron lächelnd — „Wo ist es?“

„Lachen hat seine Zeit, Weinen hat auch seine Zeit, sagte immer der selige Herr Kriegsrath“ — erwiderte, aus Verwirrung beinahe grob, der ehrliche Jacob — „Nein doch! das todte Kind nicht, aber die Nachricht!“

„Nun, wie lautet sie denn?“ — versetzte der Baron, sich verbessernd — „laß das Weib herauf kommen!“

Die Frau wurde heraufgeholt, aber aus ihrem, mit mancherlei Zusätzen vermehrten und verbesserten Bericht konnte man so eigentlich nicht klug werden.

Ein paar Hirtenknaben — das war ungefähr das Resultat — hätten sich Feuer anmachen wollen. Einer wäre nach einem dürren Zweige geklettert, habe in dem holen Baumstamme mit Erschrecken ein kleines Todtengerippe wahrgenommen, und sei vor Schreck fast herunter gefallen. Da er aus Angst fortlaufen wollen, habe der Andere, ein älterer, ziemlich verschmitzter Junge, ihn zurückgehalten. „Du! sei kein Narr" — habe er gesagt — „weißt du nicht die Raubgrafengeschichte? Der Schatz in dem Gemäuer muß mit einem todten Kinde gelöst werden; wer weiß, ob dieß nicht geschehen ist und die Herren Schatzgräber nicht hier was verzettelt haben? Da könnten wir auch große Herren werden, so gut wie ein Andrer!" — Noch indem sie so geschwatzt, habe der Jüngere frisch gegrabenes Erdreich bemerkt; beide wären nun darüber hergefallen, und hätten, mit allen Händen wühlend, einen großen Topf mit Gelde gefunden.

Das hätten sie unter sich getheilt; aber der Jüngere habe geschwatzt. Die Bauern wären in die Heide gelaufen, und hätten das Gerippe gesehen. Da man nun schon längst Verdacht auf einen Kerl gehabt, der sich seit einiger Zeit recht hübsch eingerichtet und Geld bei sich blicken lassen, habe man um so mehr geeilt, Alles bei dem Schösser in Allerburg zu melden. Der sei gekommen, um vor allen Dingen den Schatz in Beschlag zu nehmen; das Gerippe sei bei der ersten Berührung zusammen gebrochen und in eine Schachtel geworfen worden. Dann habe der Schösser Haussuchung gehalten, und in der That unglaublich viel Geld und Kleinodien gefunden. Ein ganzes Rudel Schatzgräber, Zigeuner oder Räubergesindel, man wisse es selbst nicht recht, sei von ihm fortgeschleppt worden.

„Wo ist denn das alles geschehen?“ — fragte Freising mit leichter Besorgniß.

„Unweit des stillen Wegs in den Felsenwänden“ — sagte die Frau. — „Da haben wirs!“ — setzte Jacob hinzu — „Endlich hat sich doch jemand wieder berücken lassen! Ja, der Teufel gehet umher, wie ein brüllender Löwe, sagten immer der selige Herr!“

So lächerlich die ganze Geschichte klang; so sehr sie angenscheinlich mit Zusätzen aus der alten Volks- und Rocken-Sage vom Bergfräulein verziert war; so blieb Freising, ob er sichs gleich selbst nicht gestehen wollte, doch nicht ganz unbefangen.

Die Truhe in Nanoe's Stube fiel ihm immer ein, und er wünschte insgeheim den Morgen herbei, um sich von der Thorheit seiner Furcht an Ort und Stelle zu überzeugen.

Da er aufgestanden war, und eben zum Baron wollte, sich ein Pferd auszubitten, überbrachte ihm ein Expresser einen Brief vom Schösser zu Allerburg.

„Nachdem es mir endlich gelungen, hochgeehrtester und werthester Herr College!" — schrieb der altfränkische Schösser mit Einmischung vieler lateinischen Worte, womit wir die Leser verschonen — „einem entsetzlichen Verbrechen des Kindermords, der Zauberei und Geisterbeschwörung, imgleichen des Raubes, auf die Spur zu kommen, und gleichsam ein ganzes volles Nest dergleichen Gesindels auszunehmen und einzufangen" — und nun folgte ein langweiliger, fast unverständlicher Galimathias. „Sintemahlen aber unter den aufgefundenen Diebshabseligkeiten sich ein ovales Bildniß in goldner Einfassung mit Dero Namen befindet, so daher zweifelsohne Ihnen oder einer Denenselben theuren Person angehören muß — —"

„Gott im Himmel!" — rief Freising aus — „so ist Nanoe beraubt und ermordet — oder —!"

Todtenbleich rannte er zu dem Baron, der aus ihm lange nicht klug werden konnte,

und verlangte ein Pferd. „Was ist Ihnen denn begegnet?" — fragte dieser, und befahl zu satteln. Aber Freising hatte keine Antwort für ihn, eilte selbst mit in den Stall und sprengte nach einigen Minuten in vollem Gallop auf und davon.

Wir überlassen den Baron seinem Erstaunen, seinen Dollmetschungen des zurückgelassenen juristischen, für ihn fast hieroglyphischen Briefs, und folgen dem bekümmerten Liebhaber. Dieser jagte, was nur das Pferd laufen wollte, nach der Gegend seiner romantischen Zusammenkünfte, und fand niemand; zu der Köhlerhütte, und fand sie geöffnet, von allen Einwohnern entblößt. Nun konnte er nicht länger zweifeln, daß Nanoe zu den Beraubten oder — ein fast noch schrecklicherer Gedanke! — zu dem Mord- und Räubergesindel gehöre.

Von neuem fühlte der Fuchs die Sporen, und Freising hielt vor der Wohnung des noch nie von ihm aufgesuchten Collegen,

des Schössers Leberecht Krumbiegels. Er klopfte an die Thür, und ein schielendes, struppiges Haupt, dessen Bekanntschaft er schon irgendwo gemacht zu haben glaubte, guckte durch ein Fenster.

Um unsere Leser nicht, gleich ihm, noch einige Zeit in Ungewißheit zu lassen, berichten wir ihnen ohne Umschweife, daß dieß reizende Angesicht der einzigen Tochter des Herrn Schössers angehörte. Der Papa hatte sie zu Ehren der drei vornehmsten Grundstützen des Justinianeischen Rechts Triboniana Theophila Dorothea genannt; schmeichelnder Weise rief man das holde Kind Mamsell Tripschen. Sie war in der ganzen Gegend als geheimer Actuarius und Amanuensis ihres Herrn Vaters, so wie wegen ihrer Geschicklichkeit bekannt, den Gerichtsunterworfenen auf die beste Art zu hinterbringen, wie viel Klafter Holz, Schock Eier, Schinken und Kannen Butter für bevorstehenden Winter noch erforderlich seyn

dürften? zugleich aber, was für unsre Leser weit angenehmer zu hören seyn wird, dieselbe Person, die den Gerichtshalter Freising einst in der Frankenauer Thierbude einer ganz unverdienten Gewogenheit würdigte. Ihrer Scharfsichtigkeit und ihrer Zärtlichkeit war es gelungen, in dem aufgefundenen Bilde sogleich den heimlich Geliebten zu entdecken und in der Capsel Freisings Namen zu finden; sie selbst hatte den sonst sehr säumigen Vater zur schleunigsten Mittheilung an Freising anermahnt und gewissermaßen gezwungen.

So schnell sie jetzt ihr Köpfchen herausteckte, eben so schnell zog sie es wieder ein, um eine etwas weniger vergelbte Haube aufzustülpen, und öffnete dann dem schönen Gastfreunde mit eigner Hand das knarrende Thor.

Es läßt sich nicht dafür stehen, daß Freising, der jetzt den Kopf voll ganz anderer Dinge hatte, mehr, als die ganz gewöhn-

lichen Complimente, an sie verschwendet haben würde, hätte sie nicht selbst mit ganz unglaublicher Freude ihn von dem Glück des endlichen Wiederfindens und seligen Wiedererkennens unterrichtet. „Ach Gottchen! Gottchen!“ — sagte sie, faltete die Hände, und schlug die Augen recht erbärmlich zur Erde — „Ne! heißt es doch, Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber Menschen! Ne! warlich — da sind Sie ja, und noch eben so artig und so galant, wie in der Thierbude zu Frankenau!“

Nun wußte ja Freising, woran er war, und — o hätte nur jetzt nicht ein so schwerer Kummer auf seinem Herzen gelegen, gewiß, er wäre vor Freuden ausser sich gerathen, weil nun auch die Entdeckung der von seinem Freund Rothschild so tief ins Herz gefaßten veilchenfarbnen Dame wahrscheinlicherweise zu erwarten stand.

Doch wie der, dem das Haus brennt, höchstens nur flüchtig an die angrenzende

Nelkenflur seines Freundes denkt, so ging auch der Gedanke, daß er nun dem Baron vielleicht eine fröhliche Nachricht hinterbringen könne, nur leicht durch seinen Kopf, und vermochte nur so viel, daß er Mamsell Tripschen mit aller, ihm in dieser Minute möglichen Höflichkeit seine Ergebenheit bezeigte. Aber kaum waren die gewöhnlichen Redensarten hin- und hergeflogen und das Pferd einem dienstfertigen Frohnarbeiter übergeben, als Freising den Herrn Collegen sobald nur immer möglich zu sprechen wünschte.

Tripschen trippelte mit Siegestritt — denn sie dankte im Herzen der gütigen Vorsicht, daß endlich der Mann ihres Herzens, den sie, wie sie oft gerühmt hatte, zeitlebens nicht wieder vergessen könne, gekommen sei — in das Studierstübchen des Papa, und nach einigem Verzug öffnete dieser selbst, in einer recht zierlichen Perücke und nicht

minder zierlichem grünen Calamang-Schlafrock, dem Ankömmlinge Thüre und Arme.

„Seyn Sie mir tausendmal willkommen, wackerer Herr College!“ — rief der Herr Schösser, und schob die langbärtige Feder hinters Ohr — „endlich einmal wird mir die Freude zu Theil, ein recht reputirliches und honettes hochnothpeinliches Halsgerichtchen zu hegen! Lassen Sie sich den ganzen Casum kürzlich mit allen Circumstanzien erzählen — —“

„Ich bin schon einigermaßen unterrichtet“ — unterbrach ihn der sehr Eilige, einer langweiligen Relation ausweichend — „sagen Sie mir vor allen Dingen, befindet sich unter den Gefangenen auch ein junges Frauenzimmer — —?“

„Lupus in fabula! wackerer Herr College!“ — ergegnete der Schösser — „Lupus in fabula! Tragen Sie keine Sorge! wir haben das ganze saubere Complott — Hören Sie! das junge Weibsbild hat einen

rechten Hals für einen Scharfrichter und scheint ordentlich für das Schwerd geschaffen. Nun, ich sage Ihnen, Sie werden Ihre Freude haben, wenn Sie alles hören, und darum —"

„Aber mein Gott, Herr Schösser" — unterbrach ihn Freising schaudernd — „sind Sie denn der Sache schon so gewiß? Bei einer so verwickelten Untersuchung, sollte ich meinen — —"

„He, he!" — versetzte jener und rieb sich die Hände — „ich bin schon ein alter Practicus und weiß wohl, wie man mit solcher Bagage umzuspringen hat! Ja, Freundchen, das ist alles schon so gut, als erhärtet — he! Tripschen! reich mir doch einmal das Kästel sub N. her!"

Tripschen war schnell bei der Hand und überbrachte das Verlangte. „Sehen Sie doch, Herr College, das ist das goldne Kettchen, womit die abscheuliche Creatur das Kind erdrosselt oder ihm das Genick gebro-

chen hat. Lesen Sie einmal die Schrift auf dem Schlößchen! Das sind doch warlich hinlänglich gravirende indicia, wie die hochnothpeinliche Halsgerichtsordnung sie erfodert, des von der Inquisitin selbst zu erkennen gegeben Habenden nicht einmal zu gedenken!"

Freising nahm mit zitternder Hand die ungefähr ellenlange, wie es schien, vergoldete Kette, und fand mit Entsetzen: Nanoe, darauf eingegraben.

„Gerade so" — fuhr Herr Krummbiegel fort — „erschrack die abscheuliche Creatur auch, da ich ihr mit gehörigem Ernst zusetzte, und zuletzt die Kette vorzeigte." Liebe, arme — ja des Kindes Namen habe ich vergessen, der war weder gehauen, noch gestochen und vermuthlich nach jetziger Mode aus einem Romanenbuche gestohlen — genug: armes Kind! sagte sie mit Thränen, und wäre über die Knochenschachtel lieber gleich hergefahren. Aber ich hatte schon genug, und ließ sie einstweilen wieder abführen!"

Freising mußte sich noch erzählen lassen, daß man ausser seinem Medaillon, welches er nach vorläufiger eidlicher Würderung und Bestärkung des Eigenthums zu sichern Händen wieder empfangen werde, in der Köhlerhütte schöne Kleider und Wäsche, so wie geräuchertes Fleisch, Wein, Coffee und Thee, ausserhalb derselben aber in der Erde eine große Geldsumme gefunden habe; allein, so umständlich der Bericht des Schössers auch war, so wenig konnte doch noch immer Freising einen Zusammenhang finden.

„Die ganze Sache" — meinte er — „scheint mir noch nichts weniger, als klar. Hüten Sie sich vor einer Uebereilung, und — verstatten Sie mir der Vernehmung beizuwohnen!"

Herr Krumbiegel äusserte, daß er zwar gewöhnlich mit solchem Pack wenig Umstände mache und es lieber erst eine Weile in Gewahrsam mürb werden lasse; indessen, dem Herrn Collegen zu Liebe, wolle er dieß-

mal doch von seiner Regel abgehen und noch heute Einige von dem Gesindel verhören.

Er ließ auch alsbald die Gerichtspersonen und den Büttel herbeirufen, kleidete sich ein wenig an, und verfügte sich mit Freising in die Gerichtsstube. Abel und Seth wurden in Ketten und Banden herbeigeschleppt, und in die Kreuz und Quere befragt; aber die armen Jungen wußten von allem nichts, und versicherten nur mit Thränen, sie und ihre Aeltern wären geringe, aber ehrliche Leute.

„Sehen Sie die Verstocktheit!" — sagte Krumbiegel — „steht den schwarzen Bestien nicht ordentlich Galgen und Rad auf dem Gesichte? und sie läugnen! Sehen Sie den Abel — das mag mir ein Kain seyn! Seh'n Sie mir den Seth; sieht er nicht aus, wie ein sich selbst gehenkter Selbstmörder und Avtochir? — Nun, nur Geduld, ich will sie schon zahm machen — aber es hat Zwölf geschlagen, und mein Trips-

chen läßt recht sehr bitten, mit uns vorlieb zu nehmen!"

Freising hätte sehr gern die Einladung ausgeschlagen; allein das Schicksal Nanoe's und ihrer Angehörigen war ihm zu wichtig, um sich zu entfernen und den Schösser nicht mit möglichster Freundlichkeit zu behandeln. Zwar schmeckte ihm bei Tische kein Bissen, so zärtlich Tripschen ihn nöthigte, so zärtliche Blicke sie ihm zuwarf; denn er dachte immer daran, welch' ein Mittagsmal Nanoe halten möge; doch es mußte ja ausgehalten seyn, sollte die Untersuchung Nachmittags fortgesetzt werden!

Auf vieles Bitten und auf einen gebieterischen Wink Tripschens ließ sich der Schösser nach Aufhebung der Mahlzeit auch hiezu bewegen. Enos und Mutter Eve, zuletzt Adam, wurden vorgeführt; aus den beiden erstern war nichts zu bringen, als daß Nanoe eine Muhme von ihnen sei; letzterer behauptete trotzig seine Unschuld, sagte, das

Geld gehöre seinem Bruder aus Amerika, nannte Nanoe seine Nichte, und wollte auch nur von der Möglichkeit eines Kindermords nichts wissen. Hätte er sich was vorzuwerfen — setzte er trotzig hinzu — so wär' er mit den Seinigen warlich nicht mitgegangen; für einen seiner Bullen sei der Herr Schösser und die ganze Gerichtsfolge nur ein Morgenbrod!"

„Eine Muhme! eine Nichte! hören Sie! ja, ja ich glaube es!" — sagte der Schösser zu Freising, das letztere vornehm überhörend — „Sie spielen doch Solo? Es wird einmal Zeit, daß man auch eine Erholung hat!"

So verließ man die Gerichtsstube, und Freising, obschon entschlossen, sich nicht weit zu entfernen, schickte sich doch an, das Haus des Schössers zu verlassen. Aber in demselben Augenblicke war auch Tripschen bei der Hand, und stellte ihm vor, daß er bei dem entsetzlichen Regenwetter unmöglich fort

könne. Das Regenwetter bestand nun freilich nur in einem Sprühregen, indessen, Freising hatte ganz andere Ursachen, als Solo und Tripschen, um auch diese Einladung nicht von der Hand zu weisen.

Er erfuhr während der Abendunterhaltung gelegentlich, daß jetzt auch die gnädige Frau wieder angekommen, daß sie seit einem halben Jahr Wittwe und eine recht liebreiche Blondine sei, schrieb sich dieß einstweilen für ruhigere Zeiten hinters Ohr, und dankte nur Gott, als seine vorgebliche Müdigkeit ihm erlaubte, sich vor dem langweiligen Geschwätz seines Wirths und der eklen Zudringlichkeit Triboniana's in sein angewiesenes Schlafzimmerlein zurück zu ziehen.

Hier in der Einsamkeit kreuzten tausenderlei Gedanken durch seinen Kopf. Unmöglich konnte er Nanoe für eine Verbrecherin halten, und doch stand es, selbst wenn er seine Bekanntschaft mit ihr hätte Preis ge-

ben wollen, nicht in seiner Macht, ihre Unschuld darzuthun. Ach! und die Arme, die Zärtliche, brachte vielleicht diese Nacht in einem Gefängniß zu, das für den Auswurf der menschlichen Gesellschaft bestimmt war!

Freising warf sich kummervoll nieder, und stand, ohne geschlafen zu haben, eben so wieder auf. Er ließ sich nach eingenommenem Frühstück abermals beim Schösser melden, und erhielt die Nachricht, daß dieser den Morgen über auf einem andern Dorfe beschäftigt sei, aber zum Mittagsessen gewiß wieder eintreffe. Dagegen kam Tripschen getrippelt und erbot sich, ihn in der schönen Gegend herumzuführen. Die Gastfreiheit erfoderte Dank; die Liebe längern Verzug; er reichte ihr seinen Arm, und erkundigte sich angelegentlich nach der Lage — des Gefängnisses.

Glücklicherweise hatte der Spaziergang noch nicht lange gedauert, als das gar nicht

gleichfühlende Paar in der Ferne ein paar Reiter erblickte. Es war der Baron mit seinem Jacob. Erstern hatte das Gerücht so unglaubliche Wunderdinge hinterbracht, das nächtliche Ausbleiben seines Freundes hatte ihn so beunruhigt, daß er mit frühestem Morgen satteln ließ, um seinen Pythias aufzusuchen.

Man beschloß einmüthig, ins Dorf zurück zu kehren. Tripschen lief augenblicklich aufs Schloß, um der Herrschaft die Ankunft eines vornehmen Cavaliers zu hinterbringen, und kaum war sie zurück, als ihr ein Jäger mit der allgemeinen Einladung zur Mittagstafel auf dem Fuße folgte.

Noch ganz zur rechten Zeit, um den Rehbraten nicht verbrennen zu lassen, langte auch der Herr Schösser wieder an. Die gesammte Gesellschaft verfügte sich auf das Herrnhaus, und der schon durch Tripschens Gesicht etwas stutzig gemachte Baron gerieth in das höchste Entzücken, als das Eßzimmer

sich öffnete und — die Dame aus der Bude in der geschmackvollsten, ihre Reize nur noch mehr heraushebenden Halbtrauer, nebst ihrem Gesellschaftsfräulein die Gäste empfing.

Die Unterhaltung bei der Mahlzeit war nach Verschiedenheit der Gemüther und Stimmungen gleichfalls sehr verschieden. Der Baron und die schöne Gräfin Louise von Allerburg, beide an einander Geschmack findend, suchten alles hervor um ihren Geist gegenseitig zu entfalten; minder glücklich versuchte dieß Tripschen bei Freising. Der Gerichtsschösser brachte immer die Untersuchung, der miteingeladene filzgestiefelte Hausarzt Doctor Sterzel, (der heute nur darum aufs Schloß berufen war, weil Sonnet — so hieß das silbergraue Windspiel der Gräfin, das Pfötchen versprungen, und Ballade, das isabellne dito, sich erkältet hatte,) seine Curen, der Landwirthschaftliche Pfarrherr, mehrerer ökonomischen Gesellschaften Ehrenmitglied, seine Klagen über

die Trespe und Vogelwicken, so die gottlosen Bauern als Decem ablieferten, auf das Tapet.

Endlich war es dem Schösser gelungen, die Mord- und Räubergeschichte mit allen Umständen der gnädigen Herrschaft referiren zu dürfen, und er schickte eben als Präludium ein gemäßigtes Husten voraus, da — hörte man das Rasseln eines Wagens, und ein Fremder, der seinen Namen selbst nennen wollte, ließ um Erlaubniß bitten, einen Augenblick aufzuwarten. Man verwunderte sich, und ließ ihn kommen.

Ein ansehnlicher, anständig gekleideter, ziemlich gewandter Mann, der einigen schon auf den ersten Anblick etwas bekannt vorkam, trat ein.

„Ich bin der Professor Caselli“ — sagte er, sich selbst vorstellend — „und bitte die gnädige Gerichtsherrschaft, meine unschuldige Tochter, und meine Verwandten sogleich auf freien Fuß zu setzen.“

„Seine Tochter? seine Verwandten?“ — schallte es durchs ganze Zimmer.

„Seine Tochter?“ — sagte Krumbiegel schmunzelnd, ging geschwind aus dem Zimmer und gab Befehl, den Eingetretenen im Nothfall fest zu halten und die Dorfwache schnell herbei zu holen.

Die Gräfin verwies den Fremden an den Schösser, der wieder eintrat. „Das wird schwerlich so geschwind angehen“ — versetzte dieser höhnisch — „vielmehr wird man Maßregeln zu ergreifen wissen, auch —“

„Wessen beschuldigt man mein Kind?“ — fing Caselli festen Tones wieder an.

„Sie ist des Kindermords mehr, als verdächtig, der Zauberei und eines Bundes mit dem bösen Feind ziemlich; das ganze Gesindel sind Schatzgräber, Diebshehler, Räuber und Spitzbuben!“

„Des Kindermords? das wäre drollig!“ — erwiderte der Professor — „das wird Gott und mein Bruder Adam verhütet

haben! — Wie kommt man auf den Gedanken?"

„Wird sich weisen!" — meinte Krumbiegel. Aber die Gerichtsfrau ersuchte ihn aus immer steigender Neugier, nur alles herauszusagen. „Das gefundene Todtengerippe zeugt wider sie; ist es nicht das gewisseste Anzeichen, wenn die Todten gleichsam selbst gegen die Verbrecher auftreten? Sie hat die Kette, womit das arme Kind erwürgt wurde, zur Gnüge für die ihrige anerkannt — —"

„Was?" — sagte Caselli — „darf man diese Dinge nicht auch sehen?"

Alle Blicke richteten sich bittend auf den Schösser, und die Gerichtsfrau, so schauerlich ihr auch das Ganze vorkam, brauchte nochmals ihr Ansehen über den Unterthänig-gehorsamen. Er zuckte die Achseln, und gab nach.

Das Kästlein mit dem verdächtigen Geripp und der Kette wurde herbei geholt.

„Kennt man diese Kette?“ — fragte Krumbiegel, seines Triumphs gewiß, den Fremden — „ist man so verstockt zu läugnen?“

„Diese Kette — o ja!“ — erwiderte der Professor gelassen.

„Hören Sie! hören Sie! Er recognoscirt Sie! Ich bitte um Feder und Tinte — darf ich nicht die Schöppen rufen lassen?“

Die Dame verstattete auch dieses. Ein solcher Act war ihr noch nie vorgekommen.

„Wo ist denn das Gerippe? und welcher Physikus ist bei der Besichtigung zugezogen worden?“ — fragte Caselli.

„Hier ist es“ — antwortete Krumbiegel — „Hier steht er, mein Herr Professor von der Universität Utopia!“ — sagte der filzgestiefelte Doctor, sich mächtiglich aufblasend.

Er bemächtigte sich zugleich des Kästchens, zog den Todtenschädel hervor, nahm ihn auf die Hand und fing seine Demonstration an. „Wer hat Augen,“ — sprach er —

„und sieht nicht, daß das ein Todtenkopf ist? Wollte man diese hervorquellende Unterkinnlade für etwas zu hervorstehend, diese etwas flache Stirne für eine Abnormität halten, so deutet selbiges Alles doch höchstens auf eine fremde Menschenart, auf eine Abstammung von einer unedlen Raçe, zum Beispiel von Negern —"

„Negern! bene dixisti!" — fiel der Schösser ein — „die Creatur ist selbst eine halbe Mohrin."

„Vielleicht auch" — sagte der Fremde ironisch, den Doctor fixirend — „auf eine Abstammung vom Affengeschlecht?"

„Affe! Affe!" — scholl es im ganzen Zimmer — „Abnormität, große Abnormität, Monstrosität möchte man sagen!" brummte verlegen vor sich der filzgestiefelte Doctor, setzte die silberne Brille auf die kupferne Nase, und trat mit dem Schädel ans Fenster.

„Erlauben Sie mir, daß ich kürzlich meine Geschichte erzähle;“ — nahm der Professor das Wort — „sie ist nicht langweiliger, als manche Robinsonade, und wird hoffentlich über alles Aufschluß geben.“

„Ich bin eben so wenig Professor, als mein Name Caselli ist. Eigentlich heiße ich Lamech Hüttel; mein Vater hieß Methusalem und war Köhler im Allerburger Walde; mein älterer Bruder heißt Adam, und treibt dort diese Handthierung noch. Da ich ein ziemlich rüstiger Pursche war, und der vormalige Baron Rothschild mich auf der Jagd einmal sah, bot er mir Dienste an. Das Köhlerleben gefiel mir nicht; ich nahm diesen Vorschlag mit Freuden an. Ich wusch mir den Kohlenstaub aus dem Gesichte, gab mir alle Mühe, das und jenes zu lernen, und — kurz und gut, wenn ich die Staatslivrei trug, war ich einer der stattlichsten Jäger.“

„Ein Kammermädchen, das zugleich mit mir auf dem Edelhofe diente — es war ein gar hübsches, rasches, aber auch recht verschmitztes Ding, und hatte sich sogar nach dem Tode der gnädigen Frau zu erhalten gewußt — —"

„Ich erinnere mich von ihr gehört zu haben" — fiel Baron Rothschild ein, um allzudeutlichen Auseinandersetzungen zuvor zu kommen — „sie diente einige Jahr in dem Hause meines Vaters."

„Ah" — fuhr der Fremde verbindlich fort — „nun ja! es ist weiter nichts unrechts, kurz, das Kammermädchen fand auch ein wenig Gefallen an dem Jäger, und legte es mir ziemlich nah, sie zu heirathen. Ich stand auf dem Puncte, mich hinters Licht führen zu lassen, als ich bemerkte, daß sie mich — vermuthlich zu sehr liebte, um nicht insgeheim auf eine hübsche Aussteuer bedacht zu seyn. Ich konnte anfänglich nicht so recht dahinter kommen, bis sich durch ein

drolliges Ungefähr ihr Haubenband an einem gewissen Orte auffand, wohin es gar nicht gehörte —"

„Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz!" — dachten der Baron und Freising im Stillen.

„Nun, ich war freilich in das niedliche Kätzchen" — fuhr Caselli fort — „gewaltig geschossen; indeß hatte ich doch, ohne Ruhm zu melden, eine zu leidliche Figur und zu viel Ehrgefühl, um — wie sag' ich? — um nicht ein ehrliches Mädchen zur Frau haben zu wollen. Es gab darüber einen Verdruß; das Mädchen sagte mir in der Hitze verschmähter Liebe einiges unter die Augen, was sie besser verschwiegen hätte; kurz — ich erhielt einen Monat Lohn ausgezahlt und — meinen Abschied."

„Ich suchte nun anderwärts Dienste, blieb einige Jahr lang hie und da, und wurde zuletzt von einem reichen Particulier — so hieß es wenigstens — als Leibjäger ange-

nom-

nommen. Er gab die prächtigste Livree, hatte mehrere Bediente, bereiste im Sommer die Bäder, im Winter die Redouten — Sie errathen schon, daß sein Jagdrevier im Königreich Pharao's lag."

„Einige Zeit ging es vortrefflich; nach und nach aber wurde die Dienerschaft abgedankt, die Pferde eins nach dem andern verkauft. Als wir nach Hamburg kamen, flossen alle Chargen in meiner einzigen Person zusammen. Auch hier schien nicht der glücklichste Stern über meinem Herrn zu walten. Er gab mir eines Abends Geld, und befahl mir, in einem Wirthshause auf ihn zu warten; ich fand dort sehr lustige Gesellschaft, und — ich weiß noch in dieser Stunde nicht, ob es mit oder ohne Vorwissen meines Herrn zuging? — genug, da ich zu mir selbst kam, erfuhr ich zu meinem Erstaunen, daß ich aus seinen Diensten in die Dienste der hochmögenden Staaten übergegangen sei."

„Ich will sie mit dem Folgenden nicht langweilen. Sie finden das in jeder Seelenverkäufer- und Seefahrer-Geschichte. Ich ließ mir gefallen, was ich nicht ändern konnte, fand mit der Zeit an dem Leben Geschmack, kam mit nach Surinam, und wurde in kurzer Zeit Sergeant.“

„Nach einigen Jahren schenkte mir die Wittwe eines holländischen Pflanzers eine ganz ungewöhnliche Theilnahme. Sie war eine etwa dreißigjährige, recht niedliche Mulattin, und verleugnete das Feuer ihrer Abkunft so wenig, daß ich, ohne blind zu seyn, ihre guten Gesinnungen gegen mich nicht verkennen konnte. Da sie ein sehr beträchtliches Vermögen besaß, und sogar ohne dieses mein Herz erobert haben würde, so fiel es mir nicht ein, mein Glück mit Füßen von mir zu stoßen.“

„Wir wirkten beim Gouverneur durch gehörige Mittel meinen Abschied aus, und ich sah mich im Besitz einer hübschen, mich

liebenden Frau, und zweier zu Paramaribo gelegenen Plantagen. Zwei, drei Jährchen vergingen, ohne daß ihr sehnlicher Wunsch nach dem Segen des Himmels erhört wurde. Endlich verkündete sie mir mit Entzücken die Erfüllung ihrer Hofnungen, und gebar eine Tochter, die sie nach ihrer Mutter, einer freigelaßnen Schwarzen, Nanoe nannte."

„Aber ihre Kräfte waren durch diese Niederkunft zu sehr angegriffen; sie legte ihr Testament in die Hände eines geschwornen Schreibers nieder, befahl mir auf das zärtlichste die Sorge für unser Kind, und starb in meinen Armen."

„Eine meiner Negerinnen, ein gesundes, treues Mädchen, die einige Zeit früher entbunden worden war, hielt es für die größte Ehre, nebst ihrem Kinde auch Nanoe säugen zu dürfen. Meine Tochter wurde täglich frischer und lebhafter; alle Neger und Negerinnen waren auf sie wie versessen; sie

war meine einzige Lust. Ich schonte keine Kosten, sie in Allem unterrichten zu lassen, so gut es die dortige Landesart verstattete."

„Da sie ungefähr sieben Jahr alt war, regte sich in mir die Lust, mein Vaterland wieder zu besuchen. Ich freute mich nicht wenig, die Meinigen als ein reicher Mann wiederzusehen, die ich als ein armer Köhlerjunge verlassen hatte. Die Vorsorge für das künftige Glück meiner Nanoe trug auch das Ihrige dazu bei. Ich verkaufte meine Besitzungen sehr vortheilhaft, doch mit der Bedingung, daß die Hälfte der Kaufgelder sogleich, die andere Hälfte in zehen Jahren zahlbar war."

„Um noch mehr zu gewinnen, steckte ich das empfangene Geld in Kaufmannsgüter, und befrachtete damit das Schiff Christine. Ich selbst mit Nanoe folgte erst etwas später, nur einige Kostbarkeiten und Wechsel mit mir führend."

„Als ich nach Amsterdam kam, war das Schiff Christine noch nicht angekommen, und in kurzem ging die Nachricht ein, es sei in einem Sturme gescheitert. Ich verschmerzte den Verlust, so gut ich konnte, schrieb sogleich an meinen Abkäufer und erbot mich zu einem billigen Erlaß, wenn die Zahlung früher erfolge; allein der damals eingetretene Seekrieg, oder andre, mir unbekannt gebliebene Zufälle verhinderten jede Antwort."

„So lebte ich denn einige Zeit von den geretteten Trümmern meines Vermögens, und brachte Nanoe in einer Kostschule unter. Nach gerade verringerte sich meine Baarschaft sichtlich; das unthätige Leben wollte mir nicht zusagen; auch war ich mit Nanoe's Erziehung nicht ganz zufrieden."

„Als ich einst eben überlegte, was nun anzufangen sei, hörte ich, daß der Besitzer einer kürzlich angekommenen Menagerie gestorben und seine Sammlung um einen sehr mäßigen Preiß zu verkaufen sei."

„Ich wußte, daß man in der großen Welt allenfalls mit einem Leierkasten, wie vielmehr mit Affen und grausamen Thieren, ein ansehnliches gewinnen könne, wenn man es nur recht anfange; ich hatte ziemliche Menschenkenntniß erworben, hatte in meinem Leben schon so manches versucht; warum nicht auch das?"

„Der Handel ward also richtig. Ich nahm meine recht schön erhaltenen Bestien in Empfang, und einige Kerls als Wärter in Dienste; ein alter Plantagenaufseher, der mich begleitet hatte, wurde als Befehlshaber über beide gesetzt; der hatte das Commandiren schon bei den Negern gelernt!"

„So trat ich denn mit der ungefähr zehnjährigen Nanoe meine neue Wanderung an; denn sie zurück zu lassen, konnte ich mich unmöglich entschließen. Das lebhafte Mädchen wußte sich bald in Alles zu finden. Durch ihre große Gutmüthigkeit schien sie selbst die grausamsten Thiere zu besänftigen,

durch — es klingt auffallend, aber es ist wahr — durch herrische Worte und die Gewalt ihrer Augen wußte sie ihnen Gehorsam einzuflößen. Vorzüglich fand sie, wie natürlich, an den bunten Vögeln und an — den Affen großes Vergnügen. Ein junger Papagei nahm kein Futter, das nicht sie ihm reichte; eine Aeffin, Namens Babu, die launenhafteste, aber auch niedlichste von allen, mußte eingesperrt werden, wenn sie ihr nicht nachlaufen sollte.“ —

„Ich weiß fast nicht mehr, was ich denken soll, Herr Gevatter!“ — flüsterte der Schösser dem Doctor ins Ohr — „warlich den Namen Babu nannte die Creatur auch!“

„Vielleicht können Sie Sich nun auch erklären,“ — nahm der Professor, zu Krumbiegel gewandt, wieder das Wort — „wie auf ein neues Kettchen, welches für das Thier angeschafft werden mußte, der Name Nanoe kam. Kinder und junge Mädchen haben ihre Einfälle, und ich fand

keinen Grund, meiner Tochter diese kindische Freude zu versagen."

„Ich durchreiste mit meinen vierfüßigen Begleitern Frankreich und Italien, und erwarb aufs neue ein nicht ganz unbeträchtliches Vermögen. Da ich nun in Deutschland mich ziemlich anständig zeigen konnte, so trat ich auch dahin den Weg an. Als ich in diese Gegend kam, war es mein Erstes, meine Angehörigen aufzusuchen. Konnte ich schon nicht, wie ich mir erst ausgesonnen hatte, mit vier Pferden und wenigstens drei Bedienten auf dem Kutschbock vor der Köhlerhütte auffahren, so geschah es doch mit einer Extrapostchaise. Mein Bruder und seine Familie geriethen vor Freuden fast außer sich, einen so vornehmen Bruder zu haben; sie empfingen mich auf eine Weise, welche die ganze Vergangenheit in mir hervorrief, und mich an der angeerbten, unerschütterlichen Redlichkeit dieser meiner Anverwandten nicht zweifeln ließ. Auch Na-

noe, die von Allen fast angebetet wurde, gefiel sich unter ihnen recht sehr."

„Ich hatte, besonders in dem letzten halben Jahre ungewöhnlich starken Zulauf gehabt. Nach und nach glaubte ich zu bemerken, daß die Furchtlosigkeit, womit sich Nanoe gegen die wilden Bestien benahm, die Herrschaft, welche sie über sie ausübte, an diesem ausgezeichneten Beifall wenigstens Theil habe. Dieß mochte nicht ganz ungegründet seyn; aber, wie man nur oft blind ist, die Hauptsache, nämlich, daß das aufblühende Mädchen die männliche Jugend und Nichtjugend in die Bude lockte, hatte ich übersehen."

„Ein Ohngefähr spielte mir ein Billet in die Hände, das — ein recht angesehener Cavalier durch ein Blumenmädchen an Nanoe abgesandt hatte. Ich wurde von nun an aufmerksamer, und ähnliche Versuche ließen mich immer heller sehen. Ein in Zeitungsblätter, wo meine Sammlung weit

über Verdienst angepriesen war, eingeschlagenes Gedicht, das ein alter ekler Süßling — ich glaube Buz hieß der Patron — ihr im Herausgehen aus der Bude in die Hand gedrückt hatte, verdroß sie und mich nicht wenig; eine Ohrfeige, die der Zudringliche Tags darauf im Halbdunkel von Nanoe einärndtete, konnte nur dazu dienen, ihre, von mir gefürchtete Celebrität noch zu vermehren. Schon ging eine höchst lächerliche Parodie des Buzischen Gedichts von Hand zu Hand."

„Es ist Zeit, sagte ich zu mir selbst, mein Kind der Gefahr zu entreißen. Sie ist feurig; die hiesigen jungen Leute (worunter recht hübsche Husarenofficiers waren) folgen ihr fast auf dem Fuße; wer weiß, ob ihr jede Ohrfeige so leicht von der Hand geht, als die auf den Backen des altfränkischen Schulfuchses?"

„Nun fragte es sich aber, wo ich mit dem Mädchen, die kurze Zeit über, die ich

noch herumzuziehen gedachte, hin sollte, um sie sicherer verwahrt zu wissen, als unter meinen Augen. So lange ich hin- und hersann, so fand ich doch auf dem ganzen Erdboden Niemand, dem ich mein einziges Kind hätte anvertrauen mögen, als meinem Bruder Adam. Bei dem wohnt noch alte Zucht und Sitte! — sagte ich zu mir selbst — der Felswinkel ist von der ganzen Welt abgesondert; das Mädel ist jung und kräftig; ich kann ihr schon Einiges etwas bequemer einrichten lassen — gut! so soll, so muß es geschehen!"

„Nanoe hatte zwar anfänglich Eins und das Andere einzuwenden; doch ich sah mit inniger Freude nur zu gut, daß sie noch in kindlicher Unschuld lebte. Ich müsse bald wiederkommen, und — ihr Papagei und Babu müsse mit — das waren ihre einzigen Bedingungen."

„Ich gewährte ihr das erstere, und stellte ihr vor, daß das zweite zu leicht auffallen,

und, was ich nicht wünsche, ihren Aufenthalt verrathen könne. In der That war mir auch Babu nicht gut entbehrlich; diese machte gar zu allerliebste Possen; manche Damen konnten sich an ihren Sprüngen nicht satt sehen, und sie wurde oft eben so feurig applaudirt, wie ein zweiter und eine zweite — nun! denken Sie Sich Namen, welche Sie wollen!"

„So packte denn Nanoe ihre Habseligkeiten zusammen; ich gab ihr einiges Geld, brachte sie zu meinem Bruder und trug ihm auf, die strengste Aufsicht über sie zu führen. Zugleich gab ich ihm etwas Geld, einige Bedürfnisse anzuschaffen, sendete ihm auch zuweilen verschiedene Eßwaaren und dergleichen, damit meine Nanoe desto weniger etwas entbehre. Ob seine Frau und Kinder davon immer reinen Mund gehalten haben, weiß ich nicht, glaube aber fast das Gegentheil, da sich hier in der Gegend, wie ich jetzt hören muß, das alberne Gerücht ver-

breitet hat, bald als habe Adam einen Vetter in Westindien beerbt, bald als habe er das große Loos gewonnen, bald endlich, als habe er einen Schatz gehoben.“

„Nach Nanoes Entfernung verminderte sich der Zulauf und ich beschloß weiter zu reisen. Der Weg führte mich wieder durch den Allerburger Wald, und da wir wieder ins Freie kamen, war Babu verschwunden. Ob der Affe Nanoe nachgelaufen, oder nur sonst entwischt sei, weiß ich nicht; aber das scheint mir nach allen Umständen gewiß, daß er, entweder von einem Jäger geschossen, oder sonst verunglückt, in den hohlen Baumstamm kroch, und aus Mangel an Futter verhungerte.“

„Alles gut! alles gut!“ — unterbrach Krumbiegel mit wichtiger Miene den Erzählenden, — „aber das Gold im Topfe — das — das zeugt doch von einem Schatz oder Raub!“

„Nur noch ein wenig Geduld; ich bin gleich am Ende“ — versetzte Caselli.

„Ich weiß nicht, ob ich schon erwähnt habe, was sich wol von selbst versteht, daß ich indeß fleißig an meinen Abkäufer nach Surinam geschrieben und meine Anträge wiederholt hatte. Ich erhielt endlich seine schriftliche Zustimmung; doch machte die Auszahlung des Geldes meine Gegenwart in Amsterdam nöthig. Ich verkaufte meine Sammlung, und machte mich auf den Weg. Mein Geschäft ging weit glücklicher von Statten, als ich gehofft hatte. Da ich die blanken Goldstücke auf den Tisch aufgezählt sah, fielen mir lebhafter als je, Nanoe und meine Verwandten ein. Ach — dachte ich — Nanoe lebt vielleicht in halber Dürftigkeit, und du wühlst hier in Golde!“

„Ich kaufte sogleich einen Wechsel über zweihundert Ducaten auf ein Frankenauer Haus; soviel ungefähr und diese Münzsorte wird sich wahrscheinlich in dem Topfe gefun-

den haben! Warum Adam dieß Geld in die Erde grub, mögen Sie von ihm selbst hören; hierüber kann ich keine Auskunft geben.“

„Ja, ja, Herr Professor!“ — sagte der Schösser kleinlaut — „soviel ungefähr und Ducaten waren es!“

„Sie sehen daher, meine Herren und Damen!“ — nahm jener wieder das Wort — „daß ich und meine Verwandten ehrliche Leute sind, und sollte wegen meiner Glaubwürdigkeit noch ein Zweifel obwalten, so werden diese Zeugnisse hinlänglich für mich sprechen.“

Die Papiere, welche er überreichte, gingen von Hand zu Hand; es waren Pässe von verschiedenen Gesandten, obrigkeitliche Attestate, ein Abschied von der Westindischen Compagnie, gerichtliche Käufe von dem Surinamer Secretariat, bedeutende — sehr bedeutende Wechsel auf bekannte Häuser.

Krumbiegel konnte kein Ende finden, die Schriften zu lesen; er wußte vor Verlegenheit nicht, wohin?

„Wer das nicht siehet, hochgeehrtester Herr Professor!“ — fing auf der andern Seite der filzgestiefelte Arzt an — „daß einst dieser Schädel der Aeffin Babu angehörte, warlich, der muß den Staar haben! Sagt' ichs Ihnen nicht, Herr Gevatter Schössser? — Abnormität, große Abnormität, beinahe Monstrosität, hab' ich gesagt. Das hätte der Herr Gevatter bedenken sollen!“

„Ei — Sie haben Ehre zu reden, mein Herr Gevatter!“ — eiferte Krumbiegel, vor Aerger bald bleich, bald roth — „ich weiß in der That nicht —“

„Was Sie nicht wissen, das will ich Ihnen sagen;“ — nahm Caselli wieder das Wort — „Ich komme hieher, freue mich, meine Tochter wieder zu umarmen, mit meinem armen, aber redlichen Bruder und seiner Familie meinen Reichthum zu theilen;

das

das Gerücht, daß jemand im Walde ermordet, daß eine Räuberbande entdeckt worden sei, kommt mir entgegen; ich zittre schon, mein Kind und meine Verwandten wegen des geringen, nicht genug verhehlten Geldes ermordet zu finden; ich eile hinzu; die Hütte ist verlassen und zerstört — und ein voreiliger Richter, ein unwissender Arzt hat ein Affengeripp für ein Menschengeripp angesehen, hat meine Tochter, meinen frommen redlichen Bruder mit seinen Kindern wie die schändlichsten Verbrecher in Ketten und Bande gelegt —"

„Aber ich bitte Sie um tausend Gotteswillen" — sagte Krumbiegel kläglich — „wer konnte wissen, wer sollte glauben, wer konnte auf diese, sich zu Tage gelegt habende Vermuthung gerathen?"

„Ich wundere mich, Herr Schösser" — nahm jetzt Freising feurig das Wort — „wie Sie noch verkennen, was jetzt zu thun sei. Sie haben unüberlegt gehandelt; Sie

müssen dieß mit Ueberlegung, müssen dieß auf der Stelle wieder gut machen!"

„Aber der Adam muß doch vor allen Dingen befragt werden" — versetzte jener — „warum — quam ob causam, mein' ich — er die Goldstücken vergraben? Man kann doch immer nicht wissen —"

„Das scheint mir blos Sache der Neugier" — erwiderte Freising — „indessen, da wir einmal hier Gerichtsbeisitzer gewesen sind, so scheint es sehr zweckmäßig, daß Sie sofort in das Gefängniß eilen, die Arrestanten befreien, und — zur schuldigen Ehrenerstattung — mit gnädiger Erlaubniß der Frau Gräfin, — Adam und seine Familie in eigner Person hieher bringen."

„Ich —?" sagte der Schösser — „die rußigen — — Der Frohn und die Gerichte sind draußen; könnte es nicht wenigstens durch den Dorfrichter geschehen? — oder — in der Noth erkennt man den Freund — wollten Sie dabei nicht gütigst meine

Vices übernehmen? Ich ratihibire solches, und stelle Sie durchgängig schaden- und kostenlos!"

„Nun ja, ich will es" — antwortete Freising mit blitzenden Augen — „ob Sie es schon nicht verdienen!"

Der Schösser gab dem Frohn Befehl, die Arrestanten sogleich zu befreien, übrigens aber in Allem zu gehorsamen, was Freising gebieten werde.

Die Pause, welche hierdurch entstand, füllte die schöne Blondine und der Baron mit sehr interessanten Gesprächen, die beiden Gevattern mit einem tüchtigen Zank, die übrigen mit mancherlei Bemerkungen aus.

„Bleibt Alle noch haußen!" — rief der Frohn vor der Thür — „und ihr! Gürge! Märten! habt mir noch wol auf die Gefangenen Acht." — Alle Anwesende drehten sich wieder von den Fenstern.

„Hochedler Herr Schösser" — trat der Frohn ein — „es ist mir noch etwas Ver-

fängliches vorgekommen; wenn ich nur wüßte, ob ich's sagen dürfte?"

„Noch was Verfängliches?" — fiel Krumbiegel ein, und warf sich von Neuem in die Brust — „das ist ja schön! Redet! Saget unpartheiisch die Wahrheit und verschweiget nichts, weder um Gunst, Gabe, Geschenk, noch — —"

Alle Anwesende waren gespannt, und riefen: Geschwind!

„Nun, wenn ichs sagen darf" — sagte der Frohn — „was mir verfänglich vorgekommen ist, so — es ist mir bald vorgekommen, als wenn der hochedle Herr Gerichtsdirector zu Rothschildshausen auch zu den Complicen gehöre. Er hat — ne! 's ist ein Wunder nur zu sagen — das fremde Mädel oder — die fremde Mammesell selbst losgeschlossen, und nachher — sind sie einander um den Hals gefallen, und so — so stehen sie noch in meiner Stube wie die Salzsäu-

len, wenn sie nicht etwa unterdessen — über den Zaun davon geschappirt sind!“

„Was hör' ich?“ — rief Caselli. „Was —?“ brach Rothschild aus, und es fing ihm an zu dämmern — „Darum ritt er so schnell fort; darum —“

„Ne! 's ist nicht zu glauben! solch hübscher Leute Kind, wie der Herr Gerichtsdirector“ — flüsterte Tripschen dem Gesellschafts-Fräulein zu, und knipp sich selbst in den Arm — „und so eine Landläuferin, so eine Bengalische Tigermamsell!“

„Wenn dem so ist“ — nahm der Baron, durch die lächelnden Blicke der Gerichtsfrau angefeuert, das Wort — „so fodert es die Ehre meines Freundes, so — werden der Herr Schösser sich doch wol zur Abholung der fremden Dame verstehen müssen! Jetzt bestehe ich nun darauf; sollten Sie sich aber weigern, so werde ich selbst diese scandaleuse Geschichte zur Kenntniß der

Regierung bringen, und der Minister mein Onkel, wird hoffentlich —"

Krumbiegel stand wie vernichtet; das hieß seine schwächste Seite angreifen. „Ich gehe schon" — sagte er kleinlaut.

„Mein Vater, die Landstreicherin?" — seufzte Tripschen, und klopfte mit der Faust in die Hand — „Doch recht schön, recht schön! Sie wird wol aussehen, wie eine Afrikanische Meerkatze."

„Ich dächte, wir unternähmen indessen die weitere Vernehmung" — sagte Gräfin Louise mit holder Stimme zum Baron — „ich möchte den Adam doch kennen lernen!"

Der ehrliche Köhler wurde gerufen, und entdeckte ganz treuherzig die Ursache, weshalb er den Schatz vergraben. Diese bestand in nichts geringerm, als weil seine Frau und Kinder schon vorher, sobald sie nur von dem reichen Bruder erfahren, zu hoch hinaus gewollt. Sein Aeltester, der Abel, habe immer den Reitknecht im Kopfe

gehabt, und seine Eve eine neue Mütze. Da ihm nun das viele, viele Gold in der Stadt ausgezahlt worden, habe er ganz und gar den Hoffartsteufel befürchtet, und das ganze Capital, ohne Wissen der Seinigen, im Walde verscharrt. Denn — meinte er — es sei ja leichter, daß ein Cameel durch ein Nadelöhr gehe, sage der Herr Pfarrer, als daß ein Reicher in den Himmel komme, und Gottesfurcht sei besser als viel Habe!

Die gerührte Gräfin konnte sich nicht enthalten, dem Alten ihre schöne Hand zu geben. Ein weißer und ein schwarzer Engel standen beisammen, aber sie waren beide so gut!

Nun kam denn auch das liebende Pärchen angeflogen, und der Herr Schösser hinten nach gekeucht. Alle erstaunten über das liebenswürdige Figürchen; alle, nur Tripschen und ihr Vater nicht, waren Nanoe auf den ersten Anblick gewogen. Der Ba-

ron erkannte nicht ohne Erstaunen das Bergfräulein, und Freising mußte versprechen, gelegentlich alles Verschwiegene aufs genaueste nachzuholen.

Caselli erkundigte sich nach dem Gewerbe des ihm unbekannten Liebhabers, und zog seine Tochter auf die Seite. Freising nahm unvermerkt seine Hand; auch der Baron und die Gräfin halfen das Eisen schmieden, weil es warm war. „Wenn Du denkst, meinethalben!“ — sagte Caselli zu Nanoe — „da Herr haben Sie die kleine Amerikanerin! Bei Dir, Mädchen, möchte das Nein sagen ohnedieß wenig helfen! Verderben werdet ihr beide nicht; dafür laßt Lamech Hüttel sorgen!“

Die Gräfin lud die sämtliche Gesellschaft auf den Abend zu Gaste; die Bauern mußten im Sonntagsstaate sich einfinden und die ehrliche Köhlerfamilie bewirthen. Gegen Freising aber erbot sie sich, die lie-

benswürdige Nanoe eine Zeit lang bei sich zu behalten.

Von nun an hatte der Baron und Freising so lange nach Allerburg zu reiten und zu fahren, bis ein gemeinschaftlicher Hochzeittag angesetzt ward.

Caselli baute die halbzerstörte Köhlerhütte weit fester und bequemer; seine Handthierung aufzugeben, war Adam nicht zu bewegen. Auch Caselli ging es nicht viel besser. Er versprach zwar, bei seinen Kindern zu bleiben; aber er konnte nicht einmal die Trauung erwarten. Kaum hatte er Freising zum Verwalter seines ganzen Vermögens gemacht, als er wieder auf Reisen ging.

Den Köhlerpursch Abel nahm der Baron in seine Dienste, und keine Jeannette hat ihn je aus denselben vertrieben.

Der Schösser Krumbiegel und der Doctor Sterzel wurden der ganzen Gegend zum Gelächter. Es erschien ein Gespräch im Reiche der Todten zwischen den Schädeln

Krumbiegels, Sterzels und Babu's. Tripschen machte jedem, wer es nur hören wollte, feierlich bekannt, daß sie nunmehr mit Entsagung auf jede eheliche Verbindung sich der heiligen Jurisprudenz auf das gründlichste zu ergeben gemeint sei.

Auch der ehrliche alte Jacob söhnte sich mit dem Bergfräulein sehr bald auf das vollständigste aus; Nanoe war die einzige, von der er sich sogar zuweilen foppen ließ.

Da ihm bei der Trauung die Gräfin ihren Shawl zu halten gab, bat ihn Nanoe mit hellen freundlichen Augen, auch den ihrigen zu nehmen. „Hältst Du sie noch für das spuckende Bergfräulein?" — fragte der glückliche Freising.

„Ach, das allerliebste Kindchen!" — antwortete Jacob — „nu! deswegen bleibt doch wahr, was wahr ist! Nicht alle, die lange Messer tragen, sagten immer der selige Herr geheime Kriegsrath, sind darum auch Köche, und: Geld und Jungfern muß man bei Lichte besehen!"

VIII.

Der Christabend.

Still! was schleicht dort so alleine,
Jammert dort im Frost und Wind?
Seh' ich recht im Mondenscheine,
Ist's ein schmächtig, blasses Kind.

Traurig schlüpft es durch die Gassen;
Leicht und dünn ist sein Gewand;
Irrt so unstät und verlassen;
Niemand führt es an der Hand.

Horch! es wimmert leis im Sturme:
„Lieber Gott in deinem Thron!
Zählt' ich recht — vom Stephansthurme
Rief die Glocke sieben schon!“

„Soll ich mich zurücke wagen
In der alten Base Haus?
O gewiß! sie wird mich schlagen;
Denn ich blieb zu lange aus!“

„Nein! ich will noch länger bleiben;
Weht der Schnee gleich in's Gesicht,
Mich auf offner Straße treiben —
Dem Empfang entgeh' ich nicht!“

„Welch ein Glanz dort in den Buden!
Alles bunt in Lampenschein!
Und die guten Leute luden
Freundlich mich zu kaufen ein.“

„Was die Messingkännchen locken!
Körbchen, ganz von Lahn und Schmelz,
Gärtchen, Schäfchen, goldne Docken,
Handschuh — hu! von warmem Pelz!“

„Aber leer sind meine Taschen;
Trockne Rinden hab' ich kaum;

Alles darf sich freun und naschen —
Doch wer putzt für mich den Baum?"

„Ha! wie hell wird's in den Zimmern —
Und die Thüre, lang bewacht,
Thut sich auf — Ihr seht es flimmern,
Was das Christkind euch gebracht!"

„Schau! dort an des Ringes Ecke
Guckt das Volk zum Fenster 'nein;
Ha! wie flammt es an der Decke;
Dort mag Pracht und Reichthum seyn!"

„Ei, ich möcht' es auch wol sehen;
Doch ich schäme mich im Troß;
Drum zur Thüre will ich gehen,
Und dann bück' ich mich an's Schloß. —"

Und sie geht, und durch die Spalte
Sieht man Silberleuchter steh'n;
Weihrauchdüfte zieh'n ins Kalte;
Hohe Wallrathskerzen weh'n.

Blendendweiße Linnen wallen
Um die Fenster lang und weit;
Festlich, wie in Kirchenhallen,
Ist die Fluhr mit Sand gestreut.

Hiazynthen, Tulpen blühen,
Veilchen auch, wie im April;
Doch kein Athem scheint zu ziehen; —
Alles ist so schön, so still!

Reich besetzte Kissen glänzen —
Ach! sie schauet sich fast blind —
Unter Palmen, Silberkränzen,
Schläft ein holdes Jesuskind.

Also wähnt sie, und das Prangen
Uebertäubt den innern Schmerz;
Glut erscheint auf blassen Wangen,
Und Entzückung hebt das Herz,

Hebt die Hand, zu Gott zu beten;
Furchtsam schleicht sie durch die Thür:

„Laßt mich nur von ferne treten!
Hohe Herrschaft, laßt mich hier!“

Sieh! da rauscht Gewand von Seide;
Eine schlanke, blasse Frau
Naht in schwarzem Flohr und Kleide,
Himmlisch schön im Thränenthau.

„„Komm doch näher, liebe Kleine!
Willst du meinen Engel seh'n?
Ach! ich hatte nur das Eine,
Und doch mußt' es von mir geh'n!““

„„Morgen früh wird sie begraben —
Zur Bescherung kauft' ich ein —
Oben liegt's noch — willst du's haben? —
Bist, wie sie, so blond und fein!““

„„Sprich, wer bist du?““ — „Eine Waise;
Seit dem Jahr die Mutter todt;
Oft klag' ich am Grabe leise
Ihr, der Guten, meine Noth.“

„Bald ein Jahr — um Weihnacht deckte
Noch der Sarg die Mutter nicht.
O! am Christtagmorgen weckte
Mich ein buntes, helles Licht.“

„Fern scholl Orgelklang und Mette,
Und, behängt mit Mütz' und Tuch,
Stand ein Tannenbaum am Bette,
Der vergüldte Aepfel trug.“

„Jetzt — das Bett ist mir genommen,
Das der Mutter sauer ward; —
Läg' ich bei der lieben Frommen,
Tief, o tief im Sand verscharrt!“

„Denn ich bin bei bösen Leuten,
Unter harten Menschen nun,
Die stets zanken, lästern, streiten —
Und ich will ja Alles thun!“

„Gern im Felde und im Garten
Graben, bis die Sonne sinkt;
Gern die kleinern Kinder warten;
Gern gehorchen, wenn man winkt!“

„„Kind, wie heißt du?““ — „Will-
mers Lotte!“
„„Und wie alt?““ — „Bin sieben
Jahr!“ —
„„Wär's ein Wink vom lieben Gotte?
„„Just so alt, wie Lottchen war!““

„„Du, mein Kind, zu Gott erhoben!
Dächt'st du mein in jenem Land? —
Ja, mein Lottchen, du dort oben,
Hast die Waise mir gesandt!““

„„Wol, ich schwör's bei diesem blassen,
Lieben Engelsangesicht,
Nie will ich die Kleine lassen,
Läßt sie Gott und Tugend nicht!““ —

Widerhall zog durch die Gassen;
Chorgesang bei Fackellicht
Scholl: „Von Gott will ich nicht lassen,
Gott verläßt die Seinen nicht!“

Verbesserungen.

S. 5. Z. 18. l. weichlichen st. weiblichen.
— 7. — 18. l. Gewandtheit st. Gewannheit.
— 23. — 13. l. bei dem Fräulein ihrer st. bei dieser.
— 181. — 10. l. Einhorn st. Eichhorn.
— 191. — 1. l. erschienen st. erscheinen.
— 192. — 21. l. konnt' st. könnt'.
— 245. — 12. l. ihm st. ihn.
— 261. — 12. l. Jacob st. dieser.
— 277. — 12. l. wandte er st. wandte.
— 278. — 14. l. kornblumblauen st. kornblauen.
— 345. — 10. l. nun st. nur.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erzählungen

Theil.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kind, Johann Friedrich,

Roswitha

Bd.: 1

Leipzig (1811)

P.o.germ. 714 d-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112253-1